Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Neue

Deutsche Zeitbilder.

Dritte Abtheilung:

Elisabeth Neumann.

Roman in drei Bänden.

Erster Band.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1852.

Elisabeth Neumann.

Erster Band.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1852.

I.

Der Verfolgte.

Es war ein warmer Februarnachmittag. Das Frühjahr war im Jahre 1848 früh nach Deutschland gekommen; wohl zu früh. Es kam schon zu der Zeit, da der Kalender noch den Winter anzeigte. Waren darum auch die Früchte, die der Frühling des Jahres 1848 trieb, unreif? Sie starben früh wieder ab; gleichfalls zu früh. Oder war es ein Glück für Deutschland, daß die Freiheit, die der Frühling jenes Jahres brachte, so schnell wieder zu Grabe ging! War dieses rasche Absterben ein nothwendiges, damit desto kräftiger, und unvergänglich die Freiheit des deutschen Volkes aus dem Grabe auferstehe?

Die Sonne schien hell und erwärmend. Nur wenige Wolken zogen am Himmel; sie waren klar und durchsichtig.

Der Schnee in der Ebene war bereits verschwunden. Die grünen Spitzen des Winterkorns schossen auf den

Feldern schon empor. Nur in den Schluchten und zwischen den grünen Bäumen der Wälder und oben auf den Spitzen der Berge sah man noch die weiße Decke des Winters.

Der Strom, der zwischen den Bergen dahinfloß, war frei vom Eise, aber er war hoch angeschwollen. Der geschmolzene Schnee der Berge füllte seine Wogen und trieb sie beinahe bis über die Ufer hinaus.

Der Fährkahn stand bereit, um von dem einen Ufer nach dem andern überzusetzen.

Es waren nur wenige Menschen in dem Kahne. Die Ueberfahrt war gefährlich bei dem hohen Wasser. Wer sie nicht machen mußte, machte sie nicht.

Zuerst war ein kleines, mageres Männchen da, mit matten, grauen Äuglein, glatt und weiß im Gesichte, mit weißen dünnen Härchen auf dem dünnen Haupte, das er etwas schief nach der rechten Seite hinhielt. Der Kleidung nach schien der Mann ein Bürger aus einer benachbarten Stadt zu sein; der Figur und Haltung nach war er ein Schneidermeister. In seiner Gesellschaft war ein junges Mädchen, hübsch, soweit die Tochter eines solchen Vaters hübsch sein konnte; denn daß sie die Tochter des Schneidermeisters war, sah man auf den ersten Blick. Man sah es an den Gesichtszügen, an den Augen, selbst an der Haltung. Sie hatte etwas Schneiderliches. An der

Kleidung sah man es freilich nicht. Sie war vornehmer gekleidet, als eine gewöhnliche Bürgertochter. Sie trug Glaceehandschuhe, sie trug einen Shawl, sie trug einen Seidenhut, und auf dem Seidenhute trug sie sogar den unvermeidlichen blauen Schleier. Sie war eine „Dame.“ Sie hatte auch die erste Bank in der Mitte des Kahnes eingenommen, und sie saß nicht neben dem Vater, der Vater saß neben ihr.

Auf der Bank vor den Beiden saß eine etwas ältliche Bäuerin, mit einem Knaben von zehn bis zwölf Jahren. Gesicht und Blick der Frau waren stumpf. Der Knabe sah ängstlich auf das hohe Wasser; er hatte sich dicht an die Frau gedrückt.

Ganz hinten im Kahne saß allein auf einer Bank ein junges Mädchen. Es war eine eigenthümliche Erscheinung. Sie trug die weibliche Bauernkleidung der Gegend, einen rothen wollenen Rock, ein kurzes Kamisol von Leinwand, darüber, den Busen bedeckend, ein dunkles Tuch von Kattun. Ihr Kopf war unbedeckt, das Haar war in zwei großen Flechten auf dem Hinterhaupte zusammengerollt. Der Anzug schien zu ihrem übrigen Äußeren nicht zu passen, nicht zu der schlanken, zarten und doch so vollen, kräftigen Figur, der feinen Taille, den sanft gerundeten Hüften, dem Busen, dessen Konturen unter dem groben Tuche sich zeigten, wie der Busen einer Venusstatue. Noch we-

niger zu dem Gesichte. Es war nicht regelmäßig, aber es war schön. Der Mund hätte vielleicht kleiner, die Nase hätte größer, die Wangen hätten weniger bleich sein können. Aber das Kinn konnte nicht feiner, die Stirn nicht edler geformt, das schwarze Haar konnte nicht reicher und glänzender, die blasse Haut nicht reiner und zarter sein; und diese großen, dunklen und sprechenden Augen konnten nur einem Wesen angehören, das mehr fühlte und dachte, als tausend und abermals tausend andere Menschen, das groß dachte und edel fühlte.

Auf ihrem Schooße trug das Mädchen ein Kind von etwa drei bis vier Jahren. Das Kind war sorgfältig in ein Tuch eingewickelt. Kein Luftzug konnte es erreichen. Man sah nur einen kleinen Theil des Gesichts. Das Gesicht war sehr bleich, sehr mager. Das Kind hatte die Augen geschlossen, aber es schlief nicht. Es war krank.

Die Augen des Mädchens waren nur auf das Kind gerichtet, voll Mitleiden, voll Schwermuth; nahmen sie zuweilen eine andere Richtung, so schweiften sie hinüber in die Berge, die am jenseitigen Ufer lagen, aber noch schwermüthiger, trauriger.

Dies waren die Personen, die sich in dem Fährkahn befanden, um von dem einen Ufer nach dem anderen übergesetzt zu werden.

Außerdem waren noch zwei Fährleute da, einer im Vordertheile, der andere im Hintertheile des Nachens.

Stoß ab! rief der Fährmann im Vordertheile seinem Kameraden zu.

Der Kamerad achtete auf den Zuruf nicht. So wie sein Gesicht nach dem Ufer hingerichtet war, von dem er abstoßen sollte, so schienen seine Gedanken für den Augenblick nur dort zu sein. Der Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien, zeigte sich auch alsbald.

Die Bergkette, die das Ufer des Stromes bildete, trat dort bis dicht an diesen heran. Sie war hoch, waldig und fest geschlossen. Das Auge konnte nur einen einzigen Einschnitt gewahren. Durch diesen wand sich in Krümmungen die Landstraße. Es war dies freilich keine sehr besuchte Straße; die große Chaussee, von der sie seitab ging, erreichte erst eine Meile weiter unten den Fluß, der dort mit einer Brücke überbauet war. Hier reichte der Fährkahn aus.

Nicht nach der leeren Landstraße waren die Augen des Fuhrmanns gerichtet. Sie schweiften mehr rechts, den Strom hinunter, und suchten dort ganz oben, fast an dem Gipfel eines der hervorspringenden Berge, ihr Ziel.

Es war ein einzelner Mensch, den das Auge dort gewahrte. Er eilte rasch den Abhang des Berges

hinunter. Aber der Berg war sehr steil und abschüssig, und der Mann, wie eilig er auch war, mußte manchmal seine Eile von der Vorsicht zurückhalten lassen. Die raschen Schritte wurden nicht selten zu einem willenlosen Fluge, dem er nicht mehr gebieten konnte, der ihn jählings an einen Baum zu schleudern und ihm die Gliedmaßen zu zerschellen drohete, oder ihn im rasenden Sturze auf die Felsblöcke unfern am Rande des Gebirges, oder aber über diese hinweg in die reißenden Fluthen des Stromes werfen mußte. Man mußte, wenn man ihn sah, unwillkührlich für ihn zittern. Der Stein, der sich oben von der Spitze des Berges losgelöset hat, und nun hinunter stürzt, geräth ja in einen immer rascheren und reißenderen Flug; nichts vermag ihn aufzuhalten, als bis er den Abgrund erreicht hat, und dort entweder zu Trümmern zerbricht oder sich bis tief unten in den Schlamm hineinbohrt.

Stoß ab, wiederholte der Fährmann im Vordertheile des Nachens.

Der Kamerad schien erst jetzt den Zuruf zu hören. Aber er gab ihm keine Folge.

Da kommt noch Einer! erwiederte er ruhig, ohne sich weiter zu rühren, als daß er mit einer nachlässigen Bewegung der Hand nach der Gegend zeigte, in welcher der Mann von dem Berge heruntergestürzt kam.

Der Andere richtete seine Augen ebenfalls dorthin. Mit nicht minderer Ruhe entgegnete er: Es ist nur Einer; er kann warten bis zur nächsten Fahrt.

Aber er hat Eile, bemerkte der Kamerad. Siehst Du nicht, wie er mit dem Tuche winkt?

Eile scheint er zu haben, sagte jener, und wenn er noch einmal winkt, so wird der Kopf eiliger sein, als die Beine, und er wird auf jenem springen und die Beine in die Tasche stecken können, wenn er Zeit dazu hat, ehe ihm der Kopf an den Bäumen oder den Steinen in Stücke springt.

Er begleitete seine Worte mit einem rohen Lachen.

Wirklich schwebte der Mann an dem Abhange des Berges in diesem Augenblicke in offenbarer Lebensgefahr. Er hatte im vollem Laufe mit seinem Tuche gewinkt. Durch die rasche und vermehrte Bewegung des Körpers hatte er das Gleichgewicht verloren. Er schien jetzt ganz dem herabstürzenden Steine zu gleichen, dessen Flug durch nichts mehr aufgehalten werden kann, der nothwendig den Abgrund erreichen muß. Er schoß, wie ein Pfeil den Berg hinab. Oberleib und Kopf waren nach vorn gebeugt; der ganze Körper war schon fast in einer horizontalen Lage. Die Arme hatte der Mann weit ausgebreitet, als wenn er die Luft greifen wollte, um sich an ihr festzuhalten. Vergebens. Er schoß an zwei oder drei Bäumen vorbei.

Er griff nach ihnen. Auch das war vergebens. Die Gewalt seines Sturzes war stärker als die Kraft seiner Arme. Sie glitten ohnmächtig ab von den Stämmen. Wer vermag den fallenden Stein in seinem Fluge aufzuhalten? Und doch hatte der Mann erst die Mitte des hohen Berges erreicht. Die Tiefe, die er noch zu durchmessen, die er noch zu durchdringen hatte, war eine schwindelnde.

Man glaubte trotz der Entfernung ein leichenblasses Gesicht zu sehen, ein todesängstliches Röcheln der Brust zu hören.

Hu! kreischte mit jenem eben so unnachahmlichen als unbeschreiblichen Schrillen der weiblichen Ueberraschung die Schneiderstochter auf, die mit ihrem neugierigen Auge dem Blicke der Schiffer gefolgt war.

Laß uns abfahren, sagte der Fährmann im Vordertheile des Schiffes. Der arme Teufel kommt doch nicht mehr bis zu uns.

Sein Kamerad schien menschlicher zu sein.

Wir können ihn doch nicht hülflos liegen lassen, bemerkte er, wenn er die Beine zerbricht.

Die Beine! lachte jener. Siehst du nicht, daß er die Beine schon jetzt fast in der Luft hat? Den Hals wird er brechen, und da werden wir Beide ihm nicht helfen.

Das Mädchen mit dem kranken Kinde sah sorgsam

nach diesem, als wenn sie sich überzeugen wollte, ob es schlafe. Dann wandte auch sie, leise und vorsichtig, um ja das Kind nicht zu wecken, das Gesicht nach dem Berge hin, auf welchem das ängstigende Schauspiel des stürzenden Mannes sich darbot.

In demselben Augenblicke rief emphatisch die Tochter des Schneiders: Ha — er ist gerettet!

Alle Teufel, das war ein Meisterstück! sagte, wie tief aufathmend und mit leuchtenden Augen, der Fährmann am Steuerruder.

Der Schiffer vorn im Kahne setzte hinzu: Das muß ein verzweifelt stämmiger Bursche sein.

Alle drei hatten Recht. Noch mehrere Male hatte der Mann, dessen gefahrvolle Lage die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Personen in dem Fährkahne erregte, vergebens nach den Bäumen gegriffen, an denen er vorbeiflog. Er hatte sich nicht zu halten vermocht sein Flug wurde vielmehr immer rascher, wilder und unheilvoller. Er schien den Boden gar nicht mehr zu berühren. Wie von einer unsichtbaren, unwiderstehlichen Gewalt gestoßen, flog er bergab, immer näher den Felsen am Fuße des Berges und dem reißenden Strome zu. Man mußte ihn für verloren halten. Da trieb es ihn auf eine alte, kräftige Eiche zu, die mitten in seinem Wege stand. Der Baum breitete seine knorrigen Aeste weit umher aus; die

niedrigsten waren fast nur um die Höhe eines Mannes von der Erde entfernt. Der Mann machte in seinem Fluge einen heftigen, gewaltsamen Satz; einen Augenblick lang meinte man, er wolle in der Verzweiflung, um dem entsetzlichen Kampfe zwischen Leben und Tod ein Ende zu machen, mit dem Kopfe gegen den Ast rennen, und sich den Hirnschädel in tausend Stücke zerspalten. Auf einmal erhob er die Arme, indem er den Kopf niederbog. Er griff nach dem Aste; mit nerviger Faust packte er ihn. Er hielt sich fest daran. Es glückte. Der Flug war gehemmt. Er hing an dem Aste; er schwebte in der Luft, anfangs noch in heftiger, fast konvulsivischer Bewegung; die Erschütterung des Gegenstoßes, der durch das Festhalten des Astes bewirkt war, schleuderte den Körper noch eine Weile hin und her. Bald wurde er ruhiger. Er glitt langsam auf den Schnee, der unter dem Baume das Moos bedeckte.

Aber nur eine Sekunde lang lag er dort. Schnell raffte er sich wieder auf. Er war fast am Fuße des Berges. Dieser war hier breiter und weniger abschüssig. Der Mann konnte bequemer in mehr schräger Richtung das Ufer vollends erreichen. Er schien zwar noch immer große Eile zu haben, aber er rannte nicht mehr in fliegender Hast. Er sah ja, daß der Kahn

auf ihn wartete; vielleicht war er auch zu erschöpft, um rascher eilen zu können.

Er gelangte an den Kahn. Mit schnellem Blicke überflog er die Gesellschaft darin. Er sprang hinein.

Es war ein junger Mann, am Ende der zwanziger, oder im Anfange der dreißiger Jahre, von hohem, kräftigem Körperbau. Seine Gesichtsfarbe war bleich; die Wangen waren eingefallen; aber die Gesichtsbildung war sehr ausdrucksvoll; sie zeigte Muth, Entschlossenheit, Adel. Er trug einen einfachen, schwarzen Anzug, nach Form und Schritt der gebildeten Stände.

Die Gefahr, in der er geschwebt, die Anstrengung, mit der er sie überwunden, spiegelte sich in seiner Figur und Haltung noch ab. Die Züge seines blassen Gesichts, wenn sie auch nicht gerade Spuren des Schreckens zeigten, hatten doch offenbar noch etwas Entstelltes, sie trugen noch nicht wieder jene Festigkeit, die ihnen nach den Formen des Ganzen zu schließen, im normalen Zustande nothwendig eigen sein mußte. Das Auge war noch zu unstät, flüchtig. Die Brust keuchte; der ganze Körper zitterte stark.

Das Loos des Flüchtlings ist ja stets ein trauriges. Es ist allerdings auch ein wechselvolles; aber es wechselt nur ab durch neue Sorgen, durch neue Gefahren, durch neue Anstrengungen. Es vernichtet früh den stärksten Körper.

Als der junge Mann in den Kahn getreten war, sah er sich nach dem Ufer um, das er verlassen hatte. Der Blick war nur ein kurzer, aber er verrieth viel. Er drückte zuerst Sorge, dann Neugierde, dann Befriedigung aus. Unzweifelhaft spähte er zunächst nach Verfolgern; als er diese nicht fand, sah er sich nach dem Schauplatze der Gefahr um, der er entronnen war, und wer mag es ihm verdenken, daß ein leises Lächeln der Zufriedenheit die blassen, erschlafften Züge umspielte, wenn er sich sagen konnte, dein Muth und deine Kraft allein haben dich aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr gerettet!

Die Schiffer wenigstens verdachten es ihm gewiß nicht. Der im Vordertheil sah ihn mit einer Art stiller Bewunderung an. Der Andere gab seinen Beifallsgefühlen Worte.

Herr, sagte er, indem er höflich an der Mütze rückte, wenn Ihr nicht einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habt, so müßt Ihr wenigstens teufelmäßig starke Arme haben.

Der Fremde schien auf die Worte nicht zu achten.

Ich habe Eile! sagte er kurz, in einem etwas befehlenden Tone, und mit einem Blicke, der noch mehr befehlend war.

Der Fährmann griff unwillkührlich nach seiner Ruderstange, um den Kahn vom Ufer abzustoßen.

Auch sein Kamerad im Vordertheil des Nachens ergriff sein Ruder.

Der Flüchtling ließ sich im Kahne nieder. Er setzte sich nicht auf eine der noch leeren Bänke, sondern auf den Boden des Schiffes. Es konnte zweifelhaft bleiben, ob er diese Lage um der größeren Bequemlichkeit willen, um von den stattgehabten Anstrengungen sich besser auszuruhen, oder aus einem andern Grunde wählte. Für jenes sprach die völlige Ermüdung und Abspannung, in der er sich befand, so wie die behagliche Stellung, die er seinem Körper gab, indem er die Füße weit von sich streckte und mit dem Rücken sich an die Seitenplanken des Schiffes anlehnte. Freilich lag er auf diese Weise andrerseits so in der Tiefe des Nachens, daß er, wenn dieser einmal von dem Ufer abgestoßen war, vom Lande aus nicht wohl mehr gesehen werden konnte.

Die Umrisse des Körpers zeigten, wie er so da lag, eine seltene Kraft und Schönheit. Die Tochter des Schneiders warf mit verstohlener, erröthender Lüsternheit ihre Blicke auf ihn. Das dunkle Auge des Mädchens mit dem kranken Kinde ruhete nur einen kurzen Augenblick auf seinem blassen Gesichte; dann senkte es sich wieder auf die bleicheren Züge des Kindes, das in ihrem Schooße schlummerte. Die anderen Personen im Nachen sahen kaum nach ihm hin.

Die Fährleute hatten die Ruder wohl erhoben, aber sie setzten sie nicht weiter in Bewegung. Beider Blicke wandten sich plötzlich wieder nach dem Ufer, an dem sie noch immer hielten. Sie hatten eine Veranlassung dazu. Man hörte das näher kommende Rollen eines Wagens.

Wir bekommen noch Zuwachs, sagte der Schiffer am Steuerruder. Warten wir noch eine Weile.

Er legte das aufgehobene Ruder nieder, und sah erwartungsvoll nach der Landstraße, auf der man den Wagen hörte.

Der Andere folgte seinem Beispiele.

Der Fremde erhob sich rasch, trotz seiner Müdigkeit. Er warf einen forschenden Blick nach der Gegend hin, aus welcher das Geräusch kam.

In demselben Augenblicke wurde eine verschlossene Kutsche sichtbar, die auf der Landstraße um die Krümmung des Berges bog.

Der Fremde schien beruhigt, als er den Wagen sah. Er warf sich nachläßig in seine bequeme Lage zurück.

In so raschem Trabe, als der holperige Weg es zuließ, fuhr der Wagen die Landstraße entlang, nach dem Flusse hin. Schon von Weitem rief der Kutscher den Fährleuten ein lautes Halt zu. Dicht am Ufer hielt er.

Der Kutscher sprang rasch vom Bocke und öffnete den Wagenschlag.

Wir kamen gerade zu rechten Zeit, sprach er in den Wagen hinein. Die Fährer wollten schon abstoßen.

Ist der Wagen am andern Ufer da? fragte eine männliche Stimme aus dem Innern des Wagens.

Der Kutscher sah nach dem jenseitigen Ufer.

Ich sehe noch nichts, antwortete er.

Ich denke, wir steigen dennoch aus, und fahren hinüber, sprach eine andere Stimme im Wagen. Es war gleichfalls eine männliche Stimme.

Allerdings, wurde erwiedert. Wir können dem Wagen entgegengehen; die Witterung ist einladend.

Drei Männer in Offiziersmänteln, jeder mit einer Jagdflinte in der Hand, stiegen aus dem Wagen. Zwei von ihnen gehörten dem jüngeren Mannesalter an. Einer von diesen war eine große, etwas schmale Figur; der Zweite, dem Anscheine nach der ältere, war von mittlerer Größe, kräftig und gefällig gebaut. Der Dritte war ein kleines, zierliches, schlankes, schmächtiges Kerlchen, noch sehr jung, mehr Jüngling, als Mann. Kinn und Oberlippe waren noch glatt bei ihm, während seine beiden Kameraden große Schnurrbärte trugen.

Der Aeltere ging gleich nach dem Aussteigen aus dem Wagen zu den Pferden. Er besichtigte sie genau,

nach allen Seiten, besonders unten an den Hufen. Er schien befriedigt.

Sie haben keinen Schaden genommen, sagte er. Ich hatte Besorgniß in dem steilen, steinigen Gebirge.

Es that auch Noth aufzupassen, bemerkte der Kutscher.

Meine Herren, rief der Fährmann im Vordertheile des Kahns, wenn Sie mit hinüber wollen, so müssen Sie sich sputen.

Der Offizier, der die Pferde untersucht hatte, schien den Ruf nicht zu hören. Er streichelte die keuchenden Thiere.

Sein langer Kamerad aber fuhr auf. Er warf das starke rohe Gesicht in den Nacken und blickte scharf nach dem Fährmann hin. Doch hielt er es nicht der Mühe werth zu antworten, er sprach nur, wie verwundert, für sich: Müssen?

Die Jugend des Kleinen war dagegen schnell fertig mit dem Wort.

Unverschämter Schlingel, rief er dem Fährmann zu, hast Du nicht warten gelernt?

Der Alten macht sich prächtig, sagte der ältere Offizier zu dem Langen.

Es kann noch etwas aus ihm werden, erwiederte dieser.

Der Schiffer schien sich bewußt zu sein, daß er Herr in seinem Kahne und auf seinem Elemente sei.

Das Warten wird an Ihnen sein, meine Herren, rief er den Offizieren zu.

Zu seinem Kameraden sagte er: Stoß ab, Kasper!

Der kleine Lieutenant mit dem Flaum um das Kinn sprang keck hervor.

Untersteht Euch, rief er drohend.

Der Fährmann sah ihn ruhig an.

Stoß ab, Kasper, wiederholte er.

Kasper setzte das Ruder an das Ufer, um abzustoßen.

Der kleine Offizier wurde roth vor Zorn.

Bei Gott, Kerl, sagte er, wenn Du abstößest, ich erschieße Dich.

Er legte seine Jagdflinte auf den Menschen an.

Der lange Offizier lachte laut auf.

Auf Ehre, der kleine Mann macht uns Ehre.

Er wird gut, versicherte der Andere.

Der bedrohte Fährmann ließ sich nicht schrecken.

Oho, sagte er trocken, wir sind hier nicht in Rußland.

Er drückte das Ruder in das Ufer ein.

Der kleine Lieutenant wurde wüthend; entweder gerieth er in eine natürliche Wuth durch den ruhigen Widerspruch des Mannes, oder in eine erkünstelte durch das aufmunternde Lob der Kameraden.

Unverschämter Mensch! schrie er.

Zugleich sprang er drei Schritte zurück, legte sein

Gewehr von neuem an, und zielte auf den Fährmann, als wenn er abdrücken wollte.

Der Bauerknabe im Nachen verkroch sich in den Schooß der alten Bäuerin.

Der Schneidermeister sprang entsetzt in die Höhe, kreideweis und aschgrau im Gesicht.

Um Gotteswillen, Vater! rief seine Tochter, indem sie ihn heftig niederriß, nicht auf die Bank, sondern unter die Bank. Sie selbst bückte sich tief an die Erde.

Die beiden Fährleute standen einen Augenblick überrascht, aber unbeweglich.

Der lange Offizier lachte wiederholt laut auf.

Der Andere aber sagte in einem halb begütigenden, halb ironischen Tone zu dem kleinen Helden:

Laß es nun gut sein, Alten: Du bist ein prächtig muthvoller Mensch; aber wir müssen einsteigen.

Dem kleinen Lieutenant von Alten mochte die Mahnung nicht unwillkommen sein. Er setzte das Gewehr ab. Doch sprach er drohend nach dem Kahne hin:

Eine Strafe hätte der Kerl verdient.

Freund, entgegnete ihm der mahnende Kamerad, es ist Thorheit, sich selbst zu strafen, indem man Andere strafen will. Wer hätte uns übersetzen sollen, wenn Du den Menschen erschossen hättest?

Unsere Arme sind noch rüstig genug zum rudern, sagte keck der Kleine.

Der Andere lachte höhnisch, indem er zu dem Nachen ging.

Der Kleine folgte ihm etwas beschämt.

Die Fährleute hatten während dieses kurzen Gesprächs sich schweigend und ruhig verhalten.

Die drei Offiziere sprangen in den Kahn. Keiner sprach etwas.

Der Wagen in dem sie gekommen waren, kehrte um, und fuhr in das Gebirge zurück.

Der Fährmann im Hintertheile des Schiffes stieß vom Ufer ab. Beide Fährleute setzten durch Rudern den Kahn in Bewegung.

Die Passagiere, die schon im Schiffe waren, blieben ruhig auf ihren Plätzen. Auch der Fremde, der zuletzt gekommen war. Er hatte die Augen geschlossen. Nur einmal, als der kleine Lieutenant so keck und ungenirt ein Mörder werden wollte, hatte er sich nach diesem umgesehen. Nachdem er aber den kleinen Helden und dessen Begleiter erblickt, hatte er ruhig die Augen wieder geschlossen, und nur ein leiser Zug des Hohns, der um seine Mundwinkel spielte, verrieth, was in seinem Inneren vorgehen mochte. Er lag ganz in seiner früheren, bequemen Lage, als wenn er schlafe.

Die drei Offiziere setzten sich nicht. Die beiden ältern besahen die Gegend; der jüngere besah sich die Schneidertochter.

Die „Dame" schlug verschämt die Augen nieder, und ließ dann ihren blauen Schleier fallen, um sie wieder aufschlagen zu können.

Eine sehr wilde Gegend! sagte der lange Offizier.

Ein vortreffliches Jagdrevier, bemerkte der Andere.

Du hast hier schon mehr gejagt, Herr von Behr? rief der kleine Offizier in vorlautem Tone.

Oefters.

Giebt es auch Bären hier?

Nein, aber Hasen.

Behr! rief der Kleine drohend.

Fuchs! parodirte der Herr von Behr.

Du willst wohl zeigen, daß Du studirt hast, und also ein gelehrter Mensch bist, sagte spöttisch der Herr von Alten.

Richtig, und daß also Deine kindische Kadettenhauswitze unmöglich nach meinem Geschmacke sein können.

Behr, warf mit ironischem Mitleid, der lange Offizier hin, schone seiner in Gegenwart der Dame.

Die Schneiderdame erröthete. Es war ein sonderbares Roth, durch den blauen Schleier gesehen.

Der kleine Lieutenant biß sich etwas verlegen und ärgerlich in die Lippen.

Daß Ihr mich nicht beleidigen wollt, weiß ich, sagte er. Ihr solltet aber auch Rücksicht nehmen.

Du bist ein braver Bursch, erwiederte ihm der Herr von Behr.

Alle Drei schwiegen.

Der Herr von Alten schien aber nicht lange schweigen zu können. Er stimmte einen anderen Ton an.

Nachdem er aufmerksam die beiderseitigen Ufer des Flusses betrachtet hatte, sagte er ernsthaft und gewichtig: In einem Kriege müßte diese Gegend eine bedeutende Rolle spielen können. Diese hohen, waldigen Gebirge mit ihren tiefen Schluchten; dieser tiefe Strom mit seinen steilen Ufern!

Er bekam keine Antwort.

Ob sie schon militairisch aufgenommen worden ist! fuhr er fort.

Er bekam wieder keine Antwort.

Warum antwortet Ihr nicht? fragte er gereizt.

Wir machen, antwortete ihm lachend der lange Offizier, unsere stillen Bemerkungen darüber, welch einen trefflichen Genieoffizier Du abgeben würdest.

Wie einfältig! brummte der Lieutenant von Alten.

Er fand kein Behagen an der Fortsetzung des Gesprächs.

Aber lange konnte er wiederum nicht ruhig sein. Er wandte sich diesmal der Tochter des Schneiders zu.

Diese junge Dame schien ein ganz besonderes Gefallen an dem jungen, kecken Lieutenant gefunden zu haben. Nicht nur beschäftigten sich ihre etwas matten Augen fortwährend mit ihm und sie suchte ihnen einen möglich lebhaften Glanz zu geben, während sie auf ihn gerichtet waren. Auch außerdem schien ihr sehr daran gelegen zu sein, daß er seine Aufmerksamkeit auf sie lenke. Sie lächelte durch den Schleier freundlich und beistimmend zu ihm hinauf bei seinen für sie witzigen und kecken Bemerkungen gegen seine Kameraden, und sie war dabei so unruhig und geräuschvoll, daß auch ein Anderer auf sie hätte achten müssen, der weniger als der kleine Lieutenant von Alten darauf ausging, den Eindruck zu beachten, den er bei den Leuten, und besonders bei den „Damen“, durch sein Benehmen, durch seine Figur, durch seine Uniform, und durch seine andern vortrefflichen Eigenschaften machte.

Der Lieutenant von Alten stellte sich vor die Dame und sah sie mit einem Blicke an, der ihre Verlegenheit oder ihre Redseligkeit herausfordern sollte.

Die Dame wußte sich zu benehmen.

Das Wasser ist heute ungewöhnlich hoch, sagte sie.

Sie sprach die Worte zu ihrem Vater, aber mit einem zärtlichen Blick auf den Offizier.

Der Vater antwortete kurz: Ja wohl!

Der Offizier sagte rasch: Sie fürchten sich wohl vor dem hohen Wasser, mein schönes Kind?

Das schöne Kind, als wenn sie auf die Frage vorbereitet gewesen wäre, antwortete nicht wieder rasch: Wenn man viel reiset, so verlernt man die Furcht.

Nicht immer, mein Fräulein. Kennen Sie die Grimmschen Märchen?

Das Fräulein mochte eine andere Frage, vielleicht nach ihren vielen Reisen, erwartet haben.

Sie antwortete verlegen: Ich habe davon gehört.

Wenn Sie sie gelesen hätten, sagte der Lieutenant etwas vornehm, so würden Sie darin die wunderschöne Geschichte von dem dummen Hansel gefunden haben, der expreß auf Reisen ging, um das Fürchten zu lernen.

Die Dame lachte.

Mit dem hätte ich reisen mögen, sagte sie.

Warum, mein schönes Fräulein?

Um zu sehen, wie man das Fürchten lernen kann.

Der lange Offizier hatte der Unterredung seines jungen Kameraden mit der Dame, wenn auch nicht zugehört, doch zugesehen. Er trat näher zu den Beiden.

Ich muß doch Deinen Geschmack bewundern lernen, Alten, sagte er spöttisch.

Er musterte mit der vollen Unverschämtheit seines rohen Blickes die Dame von unten bis oben.

Selbst der kleine Lieutenant schien verlegen zu werden.

Die Dame schlug erröthend die Augen nieder; aber nur gerade so lange, bis die Musterung vorbei war. Dann wandte sie den matten, grauen Blick schmachtend auf den Musterer.

Nicht übel, sagte dieser. Und wie vertraut gleich mit einander, fügte er höhnisch hinzu, wie eine alte Bekanntschaft.

Da kam es heraus, was der Dame schon lange schwer mochte auf dem Herzen gelegen haben.

Ich habe den Herrn Lieutenant von Alten auch schon früher gekannt, sagte sie rasch und triumphirend.

Dachte ichs doch! lachte der Lange lauter auf, so laut, daß es in den Bergen wiederhallte.

Der kleine Lieutenant wurde roth.

Mich? fragte er.

Erinnern Sie sich nicht mehr, Herr Lieutenant? erwiederte die Dame süß. In der Residenz! Sie waren damals noch Kadett.

Ich erinnere mich in der That nicht, war die verlegen gedehnte Antwort.

Wir haben zusammen getanzt.

Wohl möglich!

Der Kleine konnte aus seiner Verlegenheit nicht heraus.

Der Lange lachte wiederholt.

Sie hatten sich ihn wohl gemiethet, meine Vortreffliche? fragte er.

Gemiethet? Wie so? Zum Tanzen?

Allerliebst. Auch zum Tanzen. Ja, ja! Schöne Fräuleins und reiche Bürgersfrauen miethen sich in der Residenz ja oft die armen Jungen aus den Kadettenhäusern, besonders Sonntags zum Spatzierengehen. Die Gesellschaft der Bürschchen giebt so ein adliges Lüstre, und die armen Jungen bekommen satt Essen und satt Liebe.

Herbart, Du wirst beleidigend, sagte entrüstet der Herr von Alten.

Der lange Lieutenant von Herbart aber faßte zutraulich den kleinen Mann unter den Arm, und indem er ihn von der Bank der Schneiderdame zurückführte, sagte er zu ihm.

Komm Alten, Du hast schlechten Geschmack.

Unwillig erwiederte dieser: Ei was, ich werde mir Euer freches Hofmeistern nicht länger gefallen lassen.

Brav, mein Junge! Setze Dich tapfer zur Wehre.

Der kleine Lieutenant wollte etwas entgegnen, als der Herr von Behr laut rief:

Was für Militair ist das am Ufer dort? Ihr wißt, ich sehe nicht weit.

Er zeigte nach dem Ufer, von dem sie sich entfernten.

Alle Blicke richteten sich dorthin.

Gendarmen! sagte der Lieutenant von Herbart kurz, beinahe wegwerfend.

Der ganze Körper des Fremden am Borde des Kahns zuckte zusammen.

Drei Gendarmen kamen im raschen Trabe ihrer Pferde aus dem Gebirge an das Ufer gesprengt. Sie hielten an der Fährstelle, und saßen hastig ab.

Der Kahn hatte an dem hohen und ungestüm dahin schießenden Wasser nur langsam vorankommen können. Er hatte kaum die Mitte des Stromes erreicht.

Zurück, rief befehlend Einer der Gendarmen, wir müssen mit hinüber.

Die Fährleute achteten auf den Befehl nicht. Sie ruderten ruhig weiter.

Zurück! Auf der Stelle! Wir haben Eile! rief der Gendarm.

Dann hättet Ihr früher kommen sollen, sagte der erste Fährmann trocken für sich. Zu den Gendarmen

rief er laut hinüber: Wir können nicht umkehren. Sehen Sie das hohe Wasser nicht? Sie müssen warten, bis wir zurückkommen.

Kerl, ich befehle! schrie der Gendarm.

Die Schiffer lachten, und fuhren weiter.

Die Gendarmen fluchten und schimpften.

Die Schiffer kümmerten sich nicht darum, und schlugen lauter das Wasser mit ihren Rudern, daß man das Schimpfen und Fluchen nicht mehr hören konnte.

Der Flüchtling hatte nur einen Moment die Augen geöffnet. Er hatte sie auf die Schiffer gerichtet, wie fragend, was sie thun würden; aber auch mit einem Ausdrucke jener Entschlossenheit, die keinen Augenblick zweifelhaft ist über ihr Handeln, für den Fall, daß die Antwort auf die Frage des Auges eine nicht befriedigende sein sollte. Als die Schiffer ruhig weiter ruderten, schloß auch der Fremde ruhig wieder die Augen. Er lag wieder da, als wenn er schliefe. Niemand hatte seine Bewegung gesehen. Oder sollte das Mädchen mit dem kranken Kinde sie bemerkt haben? Sie rückte auf ihrer Bank nach der Seite, nur ein klein wenig, aber so, daß durch ihre Figur den Gendarmen am Ufer, die ohnehin auf den Boden des Nachens nicht sehen konnten, der Körper des Fremden jetzt ganz verdeckt war.

Der Lieutenant von Alten schien sich zu freuen, daß er wieder eine Veranlassung zum Sprechen gefunden hatte.

Wem mögen die auf der Spur sein? fragte er.

Er hatte die Frage an Niemanden speziell gerichtet. Er bekam auch keine Antwort. Er antwortete daher selbst.

Alle Wetter, rief er, wenn sie dem Felsen auf der Spur wären!

Nun? sagte der Herr von Behr. Und wenn sie auf seiner Spur wären?

Was soll die Frage?

Ach, Du hättest vielleicht Lust, Dich der Jagd anzuschließen!

Lust? Lust? Wenn wir nur einmal zu einer solchen Jagd commandirt würden?

Zum Genie willst Du nicht. Zur Gendarmerie scheint Dich Dein Herz zu ziehen. Melde Dich bei dem langen Fanghunde Braun.

Ihr müßt doch immer schlechte Witze machen. Aber im Ernst, ich wünschte, sie fingen den niederträchtigen Hochverräther.

Den Felsen meinst Du? fragte der Lieutenant von Herbart.

Gestehet, die Nichtswürdigkeit dieses Menschen ist großartig. Schon seit Jahren hat er dem Adel des

Landes entgegengearbeitet, durch Prozesse, die er für die Bauern führte, durch Aufhetzen des Landvolkes, zuletzt noch durch die skandalöse Geschichte mit dem sentimentalen Fräulein von Ritterholm. Jetzt hat er sogar den Aufruhr durch das ganze Land getragen, indem er Bürger und Bauern gegen die Verfassung hetzt, und den französischen Revolutionskram auch bei uns einführen und die Ritterschaft und ihre Privilegien über den Haufen werfen will. Und nicht nur auf eine allgemeine Revolution hat der Mensch es abgesehen, auch gegen das Leben unseres edlen Fürsten sind seine niederträchtigen Pläne gerichtet. Jene Höllenmaschine, die man in dem Wagen des gnädigen Herrn fand. Die Niederträchtigkeit ist so kolossal!

Kolossal! wiederholte der Lieutenant von Herbart spottend, das Echo nachahmend.

Der Herr von Behr aber sagte: Welch edles Feuer unseren kleinen Alten durchglüht! Wenn das Volkshaus jenes Badischen Narren Bassermann in Frankfurt errichtet wird, wir müssen ihn nothwendig hineinschicken.

Ins Narrenhaus mag er gehören, entgegnete der Herr von Herbart.

Nun ja! meinte der Herr von Behr.

Der Kleine rief drohend: Kameraden!

Ganz ernsthaft, lieber Junge, sagte der Herr von Herbart, halb lachend. Oder redetest Du eben etwa im Scherz?

Könntest Du über solche Dinge scherzen?

Wenn sie wahr wären, nicht.

Was bezweifelst Du daran?

Glaubst Du an das Attentat? Lehre mich den langen Spitzbuben, den Braun, nicht kennen.

Sprecht nicht davon, ermahnte halb leise der Herr von Behr mit einem bezeichnenden Blick auf die Gesellschaft im Kahne.

Pah, sagte der Herr von Herbart verächtlich, indem er mit einem raschen Blicke die Gesellschaft überflog. Pah, Kanaille!

Auch der da? fragte mit noch leiserer Stimme der Herr von Behr. Er zeigte mit dem Finger nach dem Fremden, der zu schlafen schien.

Der Herr von Herbart folgte der Richtung des Fingers. Er stutzte. Hatte er den Fremden bisher nicht bemerkt? Oder fing er noch etwas auf von dem Zuge unbeschreiblicher Verachtung, der so eben das dem Anscheine nach schlummernde Antlitz durchflogen hatte.

Er sah sich unwillkürlich nach den drei Gendarmen um, die noch am Ufer neben ihren Pferden standen sich aber, vielleicht gegen den Wind, der scharf den Strom entlang blies, hinter einen Felsenvorsprung

zurückgezogen hatten. Von den Gendarmen lenkte er den Blick noch einmal nach dem Fremden.

Sehr leise sagte er dann zu dem Herrn von Behr: Der Kerl liegt da verdächtig genug. Er wäre wohl Futter für Brauns Fanghunde da drüben.

Pfui! erwiederte der Herr von Behr.

Den Herrn von Alten hatten die Beiden an dem leisen Gespräche keinen Theil nehmen lassen. Er konnte indeß seine Neugierde und seine Ungeduld nicht länger bemeistern.

Was habt Ihr? fragte er.

Nichts für Kinder, antwortete zurückweisend der lange Herr von Herbart.

Der Kleine schien solche Zurückweisungen der ältern Kameraden gewohnt zu sein. Er trat schweigend wieder in die Mitte des Kahns.

Das schnelltreibende Wasser schaukelte den Nachen. Der kleine Offizier spreizte die Beine weit auseinander, um fester zu stehen. Er schien in Gedanken zu sein. In seinen Gedanken wiegte er sich hin und her. Durch das Wiegen vermehrte er das Schaukeln des Schiffes. Anfangs bemerkte er dies selbst nicht. Als er es bemerkte lachte er fröhlich, ganz wie ein übermüthiger Fähndrich. Er wiegte sich nun absichtlich stärker, nach beiden Seiten. Der schmale Nachen gab mehr nach; das Schwanken und Schaukeln nahm zu.

Alten, gieb das auf, rief der Herr von Behr zu ihm hinüber.

Fürchtest Du Dich, Behr? fragte der Kleine spöttisch.

Ja für Dich. Kinder fallen leicht ins Wasser.

Der lange Herr von Herbart ließ wiederum ein schallendes Gelächter ertönen.

Die Tochter des Schneiders kicherte leise.

Der kleine Held biß sich in die Lippen und schaukelte desto ärger.

Die beiden Schiffer hatten sich gleich nach dem Eintreten der drei Offiziere an ihre Arbeit gesetzt; zwar ruhig, aber mit ersichtlich verhaltenem Groll. Die Blicke, die sie auf die Offiziere richteten und dann mit einander wechselten, zeigten, daß sie Wortwechsel und Drohung nicht vergessen hatten, und wenn die Gelegenheit sich darbiete, zu einer Vergeltung wohl geneigt seien.

Der Eine von ihnen, der im Vordertheile ruderte, sagte zu dem Schaukeln nichts. Auch der Andere schwieg eine Weile. Zuletzt schien er aber nicht mehr an sich halten zu können.

Herr, sagte er etwas grob, lassen Sie das Schaukeln, es kann gefährlich werden; wir sind über Untiefen.

Desto besser! antwortete der Offizier leichthin, und er schaukelte weiter.

Der Schiffer wollte ihm etwas erwidern. Sein Kamerad warf ihm einen Blick zu. Er schwieg.

Der Bauerknabe drückte sich ängstlich an die alte Frau. Die alte Frau hielt ihn fest mit beiden Armen. Sich selbst hielt sie mit den fest auf den Boden gestemmten Füßen.

Die Schneidertochter hatte ihre Bank verlassen. Sie hatte aber nicht gewagt sich zu erheben. Sie hatte sich vielmehr halb unter die Bank gesetzt, um nicht fallen zu können. Der Schneider klammerte sich an sie.

Das Mädchen mit dem kranken Kinde saß still und unbeweglich. Ihr Blick war nur auf das Kind gerichtet. Sie schien mit Aengstlichkeit jede seiner Mienen zu bewachen. Das Kind schlief fort.

Auch der Flüchtling, der halb zu ihren Füßen lag, schien zu schlafen. Seine Augen waren fest geschlossen.

Die beiden älteren Offiziere standen. Sie strauchelten manchmal; aber sie lachten.

Der Kleine schaukelte kühner und kühner.

Keiner hatte die Lust oder den Muth, ihm etwas zu sagen.

Die Schneidertochter faßte sich zuerst ein Herz.

Ach, lieber Herr Lieutenant, stöhnte sie, hören Sie auf. Der Kahn könnte umschlagen.

Schönste, wir tanzen ja nur, lachte der Lieutenant. Kommen Sie in meine Arme. Es geht herrlich!

Herr Lieutenant, wir können Alle zu Grunde gehen!

Ich errette Sie aus den tiefsten Fluthen.

Ach, spotten Sie nicht. Es ist wahrhaftig gefährlich.

So sterben wir zusammen. Welche Wonne, Liebchen, an Deinem Busen, vereint mit Dir zu sterben!

Er schaukelte weiter.

Eine Welle schlug über den Bord des Nachens.

Allmächtiger! kreischte die Dame mit dem blauen Schleier laut auf.

Sie fiel der Länge nach nieder.

Der Schneider lag neben ihr.

Der Lieutenant von Herbart lachte aus Leibeskräften.

Das kranke Kind auf dem Schooße des Mädchens erwachte über den Lärm, und fuhr erschrocken in die Höhe.

Was ist da Muhme? fragte es mit matter, kaum vernehmbarer Stimme.

Die junge Bäuerin, indem sie sich näher zu dem Kinde niederbückte, antwortete: Es ist nichts; schlafe Du nur ruhig weiter.

Es war eine außerordentlich sanfte und wohlklingende Stimme, mit der sie die Worte sprach.

Das Kind schloß wieder die Augen.

Der Lieutenant schaukelte wieder. Der Kahn tanzte lustig auf den Wellen. Rechts schlug das Wasser hinein, links schlug es hinein. Die beiden älteren Offiziere hielten sich gegenseitig fest und lachten. Der Schneider und seine Tochter blieben am Boden des Fahrzeuges liegen. Die alte Bäuerin setzte sich gleichfalls auf den Boden, mit der einen Hand sich an der Bank, mit der anderen dem weinenden Knaben festhaltend.

Der Flüchtling hatte halb die Augen geöffnet. Eine Wolke des Zornes durchfuhr sein Gesicht. Er erhob das Haupt, er schien sich ganz erheben zu wollen, entschlossen, dem frechen Uebermuthe ein Ende zu machen. Aber sein Blick begegnete dem Auge der jungen Bäuerin. Sie sah ihn bittend an, mit einem bezeichnenden Winke nach der Stelle, wo die Gendarmen standen. Er legte sich wieder hin und schloß wieder die Augen.

Der Kahn lag fast völlig auf der Seite. Die eine Flanke ragte hoch empor; über den Rand der anderen lief das Wasser.

Auch die beiden älteren Offiziere fielen nieder.

Der kleine Lieutenant hielt sich durch geschicktes Balanciren.

Er lachte unmäßig.

Alten, mich dünkt, es wäre nun genug, sagte der Herr von Behr, indem er wieder aufstand.

Sie bringen uns um! Sie bringen uns um! schrie die Tochter des Schneiders.

Das kranke Kind fuhr wieder erschrocken aus seinem Fieberschlummer empor.

Der Herr von Alten war durch sein Balanciren genöthigt worden, einen Augenblick das Schaukeln aufzugeben. Er begann es bald wieder; kühner, rascher, kräftiger, als vorher.

Auf einmal fuhr er überrascht, erschrocken zurück. Ganz dicht, fast unmittelbar vor seinen Augen sah er etwas, das ihn plötzlich außer Fassung brachte.

Als das kranke Kind zum zweiten Male in seinem Schlummer gestört war, erhob sich langsam die junge Bäuerin. Sie wickelte das Kind fester in die Tücher und legte es unter die Bank, auf der sie gesessen hatte.

Fürchte Dich nicht, Bärbchen, sagte sie. Liege ganz ruhig. Ich bin gleich wieder bei Dir.

Sie ging geraden Weges auf den schaukelnden Offizier zu. Plötzlich stand sie vor ihm.

Ihr großes, dunkles, ihr flammendes Auge war es, was ihn außer Fassung brachte, das bleiche, ernste Gesicht, die hohe, edle Gestalt. Sie stand vor ihm, wie eine warnende Priesterin, wie eine strafende Göttin.

Herr, sagte sie, mit klarer, fester Stimme, werden Sie nun bald Ihr frevles Spiel aufgeben?

Der junge Mann war zurückgetaumelt. Seine Ueberraschung hatte ihm seine sichere Haltung genommen, gegenüber dem heftigen Schaukeln des Nachens.

In demselben Augenblicke gaben die Fährleute durch einen gleichzeitigen Druck der Ruder dem Schiffe einen kurzen, derben Stoß. War es Absicht der beiden Männer, die den Augenblick abgepaßt hatten und nach raschem Einverständniß durch Zuwinken der Augen benutzten? Oder war es Zufall?

Der taumelnde Lieutenant von Alten verlor das Gleichgewicht völlig und fiel über Bord.

Er flog über Bord, so rasch, so plötzlich, so unvermuthet, daß man ihn eben nur fliegen und in den Wellen verschwinden sah, den Kopf zuerst, den ganzen kleinen Mann hintendrein. Das Jagdgewehr, das er bei seinen equilibristischen Uebungen als Balancirstange gebraucht hatte, flog weit über ihn hin.

Einen Schrei, einen Ruf hörte man nicht von ihm. War er zu muthig gewesen, um nach Hülfe zu rufen, oder hatte ihm die Zeit, oder die Besinnung dazu gefehlt?

Nur die Tochter des Schneiders schrie unmäßig laut auf, als er fiel.

Die beiden älteren Offiziere befanden sich an dem Ende des Nachens. Sie sahen den Fall ihres Kameraden. Sie

wollten zu der Stelle eilen, wo der Unfall sich zugetragen hatte.

Aber in dem Augenblicke, als der Offizier verschwunden war, erfolgte abermals, wie auf neues Einverständniß der beiden Fährleute, ein starker, heftiger Stoß der Ruder. Alles im Kahn taumelte durch einander. Auch die beiden Offiziere wurden dadurch aufgehalten; sie fielen hin. Zugleich flog der Kahn rasch vorwärts.

Die Ruderer sahen nicht auf. Sie arbeiteten weiter, als wenn sie von dem Falle nichts bemerkt hätten.

Die junge Bäuerin war sofort nach dem Falle des Offiziers zu dem Hintertheile des Nachens geeilt. Sie schien rasch alles übersehen und erwogen zu haben. Sie schien richtig gerechnet zu haben. So wie sie das Ende des Kahns erreicht hatte, tauchte dort, unmittelbar neben dem Fährmann, der kleine Lieutenant aus dem Wasser empor. Er griff mit den Händen umher, blind, unbewußt. Der Ertrinkende, sagt man ja, greife nach einem Strohhalme. Der Lieutenant hatte mehr Glück. Es war kein Strohhalm, den er faßte; er ergriff den niedrigen Rand des Kahns. Er hielt sich daran fest, mit beiden Händen. Allein der Kahn flog rasch forwärts. Wie lange konnten die schwachen Hände des vielleicht mehr als halb Besinnungslosen sich festhalten?

Der Fährmann hatte sich auf die andere Seite gewandt. Er fuhr fort, als wenn nichts vorgefallen sei, im regelmäßigen Takt mit seinem Ruder das Wasser zu schlagen.

Helft! sagte die Bäuerin zu ihm, indem sie selbst zu dem Ertrinkenden sich niederbeugte.

Der Mann war taub; er schien nur das Ruder schwingen zu können.

Die Bäuerin warf ihn mit einem kräftigen Stoße auf die Seite.

In diesem Augenblicke wimmerte das kranke Kind ihren Namen.

Muhme Elisabeth! rief das Kind.

Das Mädchen hörte es. Sie warf einen raschen Blick nach dem Kinde. Sie schien zu schwanken. Aber das Schwanken dauerte keine halbe Sekunde. Sie warf sich nieder auf den Boden des Kahns. Sie ergriff mit beiden Händen die sich anklammernden, fast erstarrten Hände des Offiziers. Sie beugte sich über den Rand des Fahrzeuges, um mit desto größerer Kraft und Sicherheit den Ertrinkenden in die Höhe ziehen zu können.

Der kleine Lieutenant schlug die Augen auf. Sein Blick fiel wieder unmittelbar in die großen, schwarzen Augen des Mädchens. Er sah bittend, flehend hinein.

Mit einem kräftigen Ruck ihrer beiden Arme zog sie ihn aus dem Wasser hervor, in den Nachen hinein.

Die beiden anderen Offiziere waren gerade bei ihr angelangt.

Sie übergab ihnen schweigend den Geretteten.

Schweigend kehrte sie zu dem kranken Kinde zurück. Sie nahm es von dem Boden des Schiffes auf. Sie setzte sich wieder in die Ecke der Bank, und nahm das Kind wieder auf den Schooß.

Schlafe, mein gutes Bärbchen, sagte sie. Bald sind wir zu Hause.

Der Kahn hatte nicht weit mehr vom Ufer. Er glitt rasch darauf zu.

Keiner der Anwesenden sprach ein Wort weiter.

Auch die Offiziere waren sehr still geworden.

Nach wenigen Minuten war das Ufer erreicht.

Die Reisegesellschaft stieg aus und zerstreute sich am Lande.

Die alte Bäuerin mit dem Knaben und der Schneider mit seiner Tochter schlugen einen breiten Weg ein, der von der Fährstelle in das Land hinein führte.

Die drei Offiziere blieben eine Weile unschlüssig am Ufer stehen. Sie schienen auf etwas zu warten. Der Lieutenant von Alten war noch sehr schwach. Der Herr von Herbart führte und unterstützte ihn mit seinem kräftigen Arme.

Um das Mädchen, die ihm das Leben gerettet hatte, bekümmerte sich Keiner von ihnen. Nur der Gerettete selbst wandte sich, als sie bald nach ihm aus dem Nachen stieg, kurz nach ihr um und warf einen flüchtigen Blick auf sie. War es auf die schöne Gestalt? War es auf die Ursache seines Unfalls? War es auf die Retterin?

Auf die Retterin? Wer denkt an einen Dank für den Proletarier? Das arme Volk giebt ja täglich seine Arbeit, seinen Schweiß, seine Freude, sein Glück, sein Leben, sein Alles für den Reichen, für den Mächtigen hin. Aber Dank hat es nicht dafür. Das Volk muß es ja. Proletarier! Volk! Wer wird sich um die Kanaille bekümmern!

Das Mädchen bettete sanft das kranke Kind in ihre Arme. Dann stand sie zögernd, indem ihre Blicke bald in das Gebirge vor ihr, bald nach dem anderseitigen Ufer schweiften.

Der Flüchtling war der letzte, der den Kahn verließ. Er erhob sich rasch und sprang an das Ufer.

Unmittelbar darauf sah man die Gendarmen am anderen Ufer unruhig werden. Sie liefen hinter dem Felsenvorsprung hervor bis dicht an das Wasser. Sie riefen sehr laut und stürmisch, winkten mit den Händen und mit den gezogenen Säbeln und machten allerlei heftige Bewegungen, die auf einen sehr ungewöhnlichen

Vorfall schließen ließen. Ihre Worte waren nicht zu unterscheiden. Der Wind, der schneidend über das Wasser strich, trug sie fort.

Die drei Offiziere schienen wenig darauf zu achten.

In dem Gesichte des Flüchtlings verzog sich keine Miene.

Nur das Gesicht der jungen Bäuerin drückte Besorgniß aus.

Folgen Sie mir! sagte sie mit halb leiser Stimme zu dem Fremden.

Sie wandte sich nach einem schmalen, wenig betretenen Fußpfade, der hart vom Ufer in das Gebirge hineinführte.

Der Fremde folgte ihr.

Sie waren nur wenige Schritte weit gegangen, als ein Geräusch hinter ihnen sie aufhielt.

Die Offiziere waren noch immer wartend stehen geblieben. Der Herr von Herbart hielt den Herrn von Alten, der sich mehr und mehr zu erholen schien. Der Herr von Behr spähete in der Gegend umher. Ein junger Bauerbursch kam des Wegs, ein stämmiger Mensch, von blühendem Aussehen, mit einem gutmüthigen Gesichte. Der Herr von Behr hielt ihn an.

Hast Du keine Equipage gesehen? fragte er ihn.

Was? erwiderte der Bauer. Er schien das Wort Equipage nicht zu kennen.

Ob Du keinen Wagen, keine Kutsche gesehen hast, frage ich.

Nein! antwortete der Bauer keck; er wollte weiter gehen, dem Mädchen mit dem Kinde nach, die er erblickt hatte.

Warte, befahl der Herr von Behr.

Der Bursch stand, aber mit Zeichen der Ungeduld.

Wie weit ist das Gut Loberg von hier?

Ich denke, eine Meile.

Welcher Weg führt dahin?

Es führen zwei oder drei Wege durch's Gebirge hin.

Fahrwege?

Fahrwege.

Welcher ist der gewöhnlichere?

Das weiß ich nicht.

Dummer Kerl, welchen fährt die Herrschaft gewöhnlich?

Das weiß ich nicht.

Das Mädchen mit dem Kinde war stehen geblieben, als sie die Stimme des jungen Bauern hörte.

Nach kurzem Besinnen sagte sie zu ihrem Begleiter:

Die Gendarmen verfolgen Sie? Habe ich es errathen?

Es ist so, antwortete der Flüchtling. Ich muß über die Grenze, die nicht weit von hier sein soll.

Folgen Sie diesem Pfade, bis ganz in die Schlucht hinein. Verlassen Sie ihn nicht. Nach einer Weile theilt er sich; dann gehen Sie links. Sie kommen dann auf die Höhe. Wenn Sie diese erreicht haben, so gehen Sie nicht weiter. Ich bin bald wieder bei Ihnen. Die Gendarmen kennen den Weg nicht.

Der Fremde ging in die Schlucht, in der er nach wenigen Augenblicken verschwunden war.

Die Gendarmen standen in fortwährender Unruhe am jenseitigen Ufer. Das fruchtlose Rufen hatten sie aufgegeben. Sie warteten auf den Nachen, der langsam zurückgerudert wurde.

Das Mädchen wartete auf den jungen Bauern.

Dieser, als er die Fragen des Offiziers beantwortet, oder auch nicht beantwortet hatte, wollte zu ihr eilen.

Ein wiederholter Befehl des Herrn von Behr, daß er warten solle, hielt ihn.

Der Offizier trat zu seinen Kameraden.

Verdammt, sagte er. Der Wagen ist nicht da. Der Alten ist zu schwach zum Gehen. Zudem führen drei Wege durchs Gebirge; wir verirren uns noch am Ende in dieser Wildniß.

Der kleine Lieutenant richtete sich auf. Er schien seine halbe Keckheit schon wieder gewonnen zu haben.

Oho, sagte er, schiebt mich nicht vor, wenn Ihr selbst zu träge seid. Ich kann marschiren.

Ich habe es ja immer gesagt, in dem Kleinen steckt ein Held! bemerkte der Herr von Behr spöttisch.

Der Herr von Herbart aber sah den blassen kleinen Mann bedenklich an, und sagte: Alten, Du bist ein Narr!

Zum Teufel, ich kann! rief der Kleine entschlossen, indem er sich aus dem Arm des langen Offiziers losriß, und zum Beweise seiner Versicherung tapfer hin und her marschirte.

In der That, es geht, lachte der Herr von Behr.

Du hast Recht, der Kleine ist ein Held.

Also brechen wir auf. Der Bauerbursch dort soll uns den Weg zeigen. Das längere Warten hier wäre das allerlangweiligste und unzuverlässigste.

Brechen wir auf; zur Noth führen wir den Kleinen, wenn er wieder schwach wird.

Oder noch besser, der Bauer trägt ihn Huckepack.

Gebt doch endlich einmal Euer langweiliges Spotten auf, sagte ärgerlich der Herr von Alten.

Bursch, wandte sich der Herr von Behr an den Bauern, führe uns den nächsten Weg zum Schlosse Loberg.

Es thut mir leid, meine Herren, entschuldigte sich, trotz der anmaßlichen, im frechen Tone ausgesprochenen

Aufforderung, der gutmüthige Bursch höflich. Es thut mir leid, meine Herren, daß ich keine Zeit habe.

Was? keine Zeit? rief der Herr von Herbart. Im Augenblick, oder Du wirst das Rohr meines Gewehrs auf Deinem breiten Rücken fühlen.

Das Gesicht des Burschen zeigte zwar keine Furcht; aber er schwankte, was er thun solle.

Die junge Bäuerin war zurückgekehrt; in geringer Entfernung von der Gruppe stand sie still.

Franz! rief sie. Ich warte auf Dich.

Der Bursch schwankte nicht mehr.

Ich komme, Elisabeth! sagte er.

Ein Rendezvous! sagte der Herr von Alten.

Aber der Herr von Herbart trat dem Burschen entgegen.

Nicht von der Stelle, mein Freund!

Er streckte seinen Arm nach dem Bauer aus.

Dieser sah ihn entschlossen an.

Herr, sagte er, wir sind hier auf freier Landstraße, und ich bin Ihr Bedienter nicht.

Schlingel, ich werde Dich Respekt lehren.

Herr, rühren Sie mich nicht an!

Du willst drohen, Bursch?

Ich drohe nicht. Ich lasse mir aber auch nicht befehlen.

Haue den Schlingel, sagte der Herr von Alten.

Der Herr von Herbart erhob den Schaft seiner Jagdflinte.

Unterstehen Sie sich! sagte der Bauer, dessen Gesicht wahrlich nicht mehr Gutmüthigkeit, wohl aber die Röthe des Zorns zeigte.

Ich fürchte Sie alle Drei nicht! setzte er hinzu, indem er eine zum Kampfe bereite, sogar herausfordernde Stellung einnahm.

Das Mädchen sah bald auf das kranke Kind in ihren Armen, bald auf den jungen Bauern. Sollte sie das eine oder den andern verlassen?

Der Herr von Herbart trat zu seinen Kameraden. Ich denke, wir lassen den Kerl, sagte er. Er haut wieder. Die Uniform würde uns beschimpft werden, und die Gendarmen drüben würden es sehen.

Dann ging er näher zu dem jungen Bauern. Er besah ihn aufmerksam. Plötzlich schien er sich auf etwas zu besinnen.

Kerl, sagte er, ich sollte Dich kennen.

Das mag wohl sein, erwiderte der Bursch gleichgültig.

Du warst im vorigen Herbst in der Conscription?

Ich bin frei geworden.

Richtig! Franz Lohmann ist Dein Name?

So heiße ich.

Kennst Du mich?

Sie waren als Offizier bei der Aushebungs-kommission.

Und Du kamst frei, weil Du der einzige Sohn Deiner alten Mutter seiest, und weil Du ihren Hof bewirthschaften und heirathen müßtest?

Der Lieutenant von Alten war neugierig herbei gekommen. Seine Augen funkelten. Seine Wangen füllten sich mit einem lebhaften Roth.

Und das ist wohl Dein Liebchen, Deine Braut? fragte er den jungen Bauern halb höhnisch, halb ungestüm, indem er auf das nebenstehende Mädchen zeigte.

Der Bursch antwortete nicht.

Ei, und das ist auch schon Euer Früchtchen? lachte der kleine Lieutenant, weiter auf das kranke Kind zeigend.

Die junge Bäuerin wurde roth.

Der junge Bauer erwiderte trotzig: Bekümmern Sie sich um sich selber, junger Herr!

Oh, oh, sagte der Lieutenant, und seine Augen leuchteten von einem widerwärtigen, tückischen Feuer. Ich werde mich auch um Dich bekümmern, mein artiger Bursch. Ich werde Dich nicht vergessen.

Kommt, sagte er dann dringend, wie von einer inneren, heftigen Unruhe getrieben, zu seinen Kameraden. Kommt, kommt! Ich fühle mich wieder ganz rüstig!

Er zog sie mit sich fort.

Der Mensch sieht aus, wie ein bissiger Hund! sagte das Mädchen, mehr mit Besorgniß, als mit innerem Abscheu.

Auch in dem Inneren Franz Lohmanns mochte sich eine Sorge regen, als er antwortete: Laß ihn, ich bin ja freigesprochen.

Sie schlugen den Pfad ein, auf dem der Fremde in das Gebirge hinein gegangen war.

Sie warf im Gehen ihre Augen nach dem Flusse und dessen jenseitigem Ufer. Der rückkehrende Nachen, mit dem starkfließenden Strome kämpfend, hatte kaum die Hälfte seines Weges zurückgelegt. Die Gendarmen an jenem Ufer harrten seiner mit allen Zeichen der Ungeduld, die man aus der Ferne wahrnehmen konnte.

Ein Verfolgter wartet auf uns, sagte die Bäuerin zu ihrem Begleiter. Die Gendarmen dort suchen ihn. Sie haben ihn schon gesehen. Er muß noch heute über die Grenze.

Bei Tage, Elisabeth? Es wird nicht gehen. Die Grenze ist besetzt.

Ich weiß es. Wir werden ihn über Nacht fortschaffen müssen. Bringe ihn bis dahin in die Ruine. Ich muß für das Kind sorgen.

Die Sache schien abgemacht zu sein. Sie schritten

schweigend auf dem einsamen Pfade weiter. Das Kind schlummerte fort.

Der Pfad führte in eine waldige Bergschlucht. Der Boden des Waldes war noch mit Schnee bedeckt. Die Aeste der Bäume hatten, obwohl kahl, den Strahlen der Sonne gewehrt, ihre volle wärmende und zerschmelzende Kraft zu äußern. Doch schimmerten schon einzelne Schneeglöckchen unter der weißen Decke des Winters hervor. Sie waren weißer und reiner als der Frühlingsschnee. Es will und muß ja alles seine Zeit haben. Der Schnee ist nur weiß im Winter, wenn die Blumen vergelbt sind. Er ist gelb und schmutzig im Frühjahre, wenn die Blumen wieder frisch und roth und weiß werden.

So wird auch der Absolutismus gelber und schmutziger, wenn der Völkerfrühling anbricht. Und liegt auch seine harte und hartnäckige Decke noch so fest und schwer, und drückend und erkältend auf den Völkern; der Frühling bricht doch an, und wie anfangs nur die einzelnen, zarten Schneeglöckchen durchschimmern, so steht bald die ganze, volle, glänzende Blumenpracht da.

Dann kommt auch der Tag des Dankes für das arme Volk.

Die Beiden hatten die Höhe des Berges erreicht. Der Fremde saß dort seitab vom Wege auf einem

Baumstumpfe. Er stand auf, als er die Beiden kommen sah. Er hatte von den Anstrengungen und der Hast der Flucht sich vollständig erholt. Es war eine hohe, kräftige Gestalt, gerade und ungebeugt. Das Gesicht war zwar auch jetzt blaß; allein man sah, daß das die gewöhnliche, natürliche Farbe dieses, dem Denken und dem anstrengenden Handeln, gewiß aber auch dem tiefen Leiden gewidmeten Mannesantlitzes war. Die fest geschlossenen Lippen, der klare Blick der blauen, aber dunklen Augen zeigten, Ruhe, Sicherheit, Muth. Er trat dem Bauer und der Bäuerin entgegen.

Wird Dein Begleiter mein Führer über die Grenze sein? fragte er das Mädchen.

Er wird Sie führen, antwortete diese. Folgen Sie ihm. Er wird Ihnen alles sagen.

Ich verdanke Dir viel; wie ist Dein Name?

Elisabeth Neumann.

Habe Dank und lebe wohl.

Gott geleite Sie.

Der Flüchtling ging mit Franz Lohmann auf der Höhe des Berges weiter, der Grenze zu.

Elisabeth Neumann verfolgte den Pfad, auf dem sie gekommen war. Der Pfad senkte sich allmählig. Er führte in eine Schlucht, oder vielmehr in ein Thal, das eng zwischen einer Reihe von Bergen lag, die sich auf der anderen Seite wieder erhoben. Auch in dem

Thale stand dichte Waldung. Man sah aber auch freies Feld, und der Rauch, der aus einzelnen Schornsteinen in die Höhe stieg, zeigte an, daß sich unter den Bäumen Menschenwohnungen befanden.

Das Mädchen schritt auf ein einsam stehendes Haus zu. Es war ein Bauernhaus, groß und geräumig, aber alt und verfallen. Das mit Stroh gedeckte Dach zeigte Lücken. Die Mauern, aus Lehmgeflecht gebaut, waren an mehreren Stellen eingefallen; man sah durch sie in dunkle, leere Räume. Die Fenster, aus kleinen, grünen Scheiben bestehend, waren vielfach durchlöchert und nur an wenigen Stellen mit Papier verklebt. Die Thür des Hauses, auf welche das Mädchen zuging, stand offen; auch sie schien einen Schaden zu haben, so daß sie nicht mehr verschlossen werden konnte.

Das Mädchen ging durch die Thüre in das Haus. Es war eine große, leere und öde Tenne, in die sie trat. Wie manches üppige Korn mochte in besseren Zeiten hier ausgedroschen sein!

Sie kam von der Tenne in die Küche. Auch die Küche war leer. Man sah da kein blankes Kochgeschirr; man sah nicht einmal Holz auf dem nackten Heerde. Man sah nichts.

Das Mädchen öffnete eine Thüre, die an der Küche lag. Sie trat in eine ziemlich geräumige Stube.

Aber auch die Stube war leer; die grauen, verrußten Wände waren nackt und kahl. Ein alter Tisch, ein paar alte Stühle, ein halb eingefallener Ofen, in einer Ecke ein altes Bettlager; das war alles, was man in der Stube sah.

Mitten unter diesen Zeugen der Armuth saß ein alter Mann und spann. Er spann grobe Heede. Der Flachs, vielleicht auch der Hanf, war zu fein für die alten, breiten, groben und steifen Hände.

Der alte Mann sah auf von seinem Spinnrade, als das Mädchen eintrat. Es war ein finsteres, mürrisches Gesicht, mit dem er aufsah.

Ich bringe Euch Eure Enkelin, Vater! sagte Elisabeth Neumann.

Der alte Mann sah nieder zu seiner Arbeit, ohne etwas zu erwidern.

Vater, habt Ihr nicht gehört? fragte das Mädchen bescheiden, aber mit einer gewissen Spannung.

Der alte Mann sah wieder auf. Der Ausdruck des Gesichts war hart.

Du kannst damit hingehen, woher Du gekommen bist, sagte er.

Der Ton seiner Stimme war noch härter.

Vater, es ist Euer Fleisch und Blut.

Ich will nichts davon wissen.

Das Kind ist krank, elend, verhungert.

Wir haben selbst nichts zu essen.

Haben wir bis jetzt für uns genug gehabt, so werden wir auch für das Kind genug haben.

Kurz, ich will den Balg nicht.

Elisabeth Neumann stellte sich dicht vor den Vater. Sie hatte bisher ruhig gesprochen. Eben so ruhig, nur etwas weicher, fuhr sie fort:

Vater, was kann das Kind für Euren Haß? Es war ohne Pflege. Es mußte verhungern. Ich habe es geholt. Laßt es hier. Ich bitte Euch, nehmt es auf.

Der alte Mann sah sich in der leeren Stube um, als um zu fragen, wo das kranke, der Pflege bedürftige Kind hier verpflegt werden könne.

Ihr sollt keine Last davon haben, sprach das Mädchen weiter. Erlaubt mir nur, daß ich meine Betten oben vom Boden hierher in die wärmere Stube trage, damit das Kind hier liegen kann.

Und Du? sagte der Vater.

Ich lege mich zu ihm auf die Erde.

Der alte Mann sann eine Weile nach.

Nein! sagte er dann kurz. Geh!

Vater, das Kind stirbt ohne uns.

Meine Schuld ist es nicht.

Denkt an den Gott im Himmel.

Denkt der an mich?

Vater! — Wie lange Jahre hat er Euch gnädig beschützt! Aus wie vielen Gefahren hat er Euch gerettet!

Um mich in meinen alten Tagen ins Elend zu bringen.

Frevelt nicht. Bedenkt, Ihr hattet noch immer Euer gutes Auskommen, auch als es hier anders an der Grenze wurde, und der alte Verdienst aufhörte. Aber die Leute wollten doch fortleben, als wenn der alte Verdienst noch da sei. Das hat uns in Armuth gebracht.

Du willst mir wohl Vorwürfe machen?

Nein Vater. Ich will Euch nur an den barmherzigen Gott erinnern. Erbarmet Euch des armen Kindes.

Ich mag es nicht sehen. Mit ihm fing unser Unglück an.

Vater!

Ich nehme das Kind nicht auf. Du bringst es mir nicht unter mein Dach.

Elisabeth Neumann hatte das Kind nicht aus ihren Armen gelassen. Das Kind hatte in ihren Armen ruhig gelegen. Es schlummerte entweder und hatte die Unterredung nicht gehört, oder es hatte sie auch wohl jedenfalls nicht verstanden.

Elisabeth Neumann stand nach den letzten Worten

des Vaters fast eine Minute lang schweigend. Ihre dunkeln Augen starrten vor sich hin; sie waren auf keinen bestimmten äußeren Gegenstand gerichtet; es war, als wenn sie den Blick tief in ihr Innerstes gekehrt habe.

Vater, sagte sie nach einer langen Pause, mit einer völlig veränderten Stimme, mit der Stimme der entschlossenen Resignation. Vater, gebt mir ein paar Tropfen Milch für das Kind.

Nimm Dir, erwiederte der alte Mann, indem er, ohne weiter aufzublicken, mit dem Finger auf einen Schrank in der Wand zeigte.

Das Mädchen ging zu dem Schranke. In einem Napfe stand Milch. Sie goß davon in eine zerbrochene Tasse.

Bist Du durstig, Bärbchen? fragte sie das Kind, leise, um hinzuhorchen, ob es nicht schlafe.

Das Kind schlug die Augen auf. Als es die Milch sah, sagte es lebhaft: Gib Muhme!

Es trank begierig die Milch.

Elisabeth machte den Schrank wieder zu.

Dann trat sie zu dem Vater zurück.

Lebt wohl, sagte sie, mit entschlossener, aber mit sehr sanfter Stimme.

Wohin willst Du?

Ich weiß nicht, wo ich ein Unterkommen finden werde.

Sie verließ mit dem Kinde in den Armen die Stube, das Haus.

Mit wie schwerem Herzen sie ging, das mag nur Gott wissen.

Sie ging einem Fußsteige nach, der weiter in das Thal hineinführte. Sie schritt an zwei einzeln stehenden Häusern vorüber. In das dritte kehrte sie ein.

Es war gleichfalls ein Bauernhaus, kleiner als das ihres Vaters, aber nicht verfallen; es war sogar wohlerhalten. Auch im Inneren zeigte sich eine gewisse Wohlhabenheit. Die ziemlich geräumige Tenne war so frisch und rein gefegt, als wenn kurz vorher darin gedroschen sei, oder nächstens darin gedroschen werden solle. In der Küche stand auf Gesimsen wohlgeordnet das blanke Küchengeschirr. Holz zum Brennen war neben dem Heerde aufgerichtet. In der Stube stand ein roth angestrichener Tisch, mit gelben Rohrstühlen an den Wänden. Das hochaufgemachte Bett an der Mittelwand war mit Gardinen umhangen. Ein paar Blumentöpfe zierten die Fensterbänke.

In der Stube befand sich eine ältliche Frau. Sie war allein, wie das Mädchen vorher ihren Vater allein gefunden hatte. Auch die Frau spann, aber sie spann feinen Flachs.

Es war eine Frau von noch rüstigem Aussehen. Sie erschien rüstiger, als der Vater Elisabeths. Aber

in den festen Gesichtszügen lag gleichfalls eine harte Härte, vielleicht eine noch härtere, als in jenen des alten Mannes.

Das Mädchen nahete sich ihr nur mit Zögern, beinahe mit Widerstreben.

Guten Tag, Frau, sagte Elisabeth Neumann beim Eintreten in die Stube.

Guten Tag, erwiederte die Frau. Hat der Franz Dich getroffen?

Ja, Frau; an der Fähre.

Wo ist er geblieben? Er versäumt um Deinetwillen wieder einen halben Tag an der Arbeit.

Er wird wohl gleich kommen.

Was trägst Du da in den Armen?

Ihr fragt, was ich trage, Frau? Ich will es Euch sagen. Hört zu. Mein Vater hatte eine gute, brave Tochter. Der liebe Gott hatte ihr auch die Schönheit des Leibes gegeben. Die reizte den Sohn des Edelmanns. Ihr wißt, wie er das arme Mädchen verführt hat. Sie starb vor Gram, nachdem sie eines Mädchens genesen war. Der Vater des Kindes wollte nichts dafür thun. Auch mein Vater nicht. Ich sorgte, daß das Kind aufkam. Mein Vater durfte es nicht wissen. Er wurde es zuletzt gewahr. Zugleich waren andere Zeiten gekommen. Die Sperre an der Grenze war aufgehoben. Der Schmuggelhandel hörte damit

ebenfalls auf. Mein Vater hatte viele Jahre davon gelebt; er hatte seine Ackerwirthschaft darüber verkommen lassen. Zum Arbeiten hatte er keine Lust mehr, und dem unordentlichen und üppigen Leben konnte er nicht mehr entsagen. Dabei fing er wegen des Kindes einen Prozeß mit dem Edelmann an. Er verlor ihn; wie hätte der Richter seinen eigenen Herrn verurtheilen sollen? Wir kamen immer mehr zurück. Der Richter ließ uns ein Grundstück nach dem andern verkaufen. Zuletzt —

Die Frau unterbrach das Mädchen. Warum erzählst Du mir das alles? sagte sie. Ich weiß es ja.

Elisabeth Neumann fuhr fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten: Zuletzt behielten wir nichts mehr, als die kahlen Wänden des Hauses und einen wüsten Hofraum. Alles Andere haben sie uns genommen. Ich konnte für das Kind nicht mehr soviel thun, wie sonst. Die Leute, bei denen es untergebracht war, ließen es verhungern. Das habe ich nun nicht mehr ansehen können. Ich faßte mir ein Herz und habe das Kind den Leuten fortgenommen. Was ich hier trage, Frau, ist das verhungerte, kranke Kind.

Und warum kommst Du damit zu mir? fragte die Frau scharf, noch schärfer das Mädchen ansehend.

Mein Vater, antwortete das Mädchen, will es in seinem Hause nicht haben.

Und da soll das Haus der Kathenfrau für das Enkelkind des hochmüthigen Schulzen, für den Bankert des hochmüthigen vormaligen Schulzen gut genug sein!

Ich glaubte bei Euch, der Mutter meines Franz, mehr Barmherzigkeit zu finden.

Die Frau wurde roth, aber wahrlich nicht vor Scham.

Höre Mädchen, sagte sie. Als der Schulze Neumann noch der reichste Bauer in der Gemeinde war, da war er auch der Vornehmste und Hochmüthigste. Unser Einen sah er gar nicht einmal an. Nachher kam er ins Unglück; aber das hochmüthige, trotzige Wesen behielt er. Wollte er nur seine Einwilligung zu Deiner Verlobung mit meinem Franz geben? Und doch war er da schon ein Bettler. Der Sohn der Kathenfrau war ihm noch immer zu gering.

Frau, warum haltet Ihr mir das heute wieder vor?

Warum? Warum? Weil ich zwar wohl Dich in mein Haus nehmen will, aber nicht das ganze Bettelpack Deines Vaters.

Ich habe Euch nur um Obdach bitten wollen für das Kind, damit es nicht unter dem bloßen Himmel liege. Lebt wohl, Frau.

Sie wickelte das Kind fester in die Tücher und ging.

Die Frau ließ sie gehen, ohne von ihrem Spinnrade aufzublicken.

Als Elisabeth Neumann das Haus verlassen hatte, blieb sie ein paar Minuten lang sinnend in dem vorbeiführenden Wege stehen. Dann ging sie ohne Zögern weiter.

Sie wandte sich ab von den zerstreut liegenden Häusern des Thales. Sie bog rechts ab in eine Schlucht der Berge hinein, schräg derjenigen gegenüber, durch welche sie in das Thal gelangt war. Sie durchschritt die Schlucht. Am Ende derselben stand sie vor einer weiten Ebene, die in der Ferne von niedrigen blauen Bergen begränzt wurde. Sie ging an dem Saume des Berges hin, der die eine Wand der Schlucht bildete. Sie kam dicht an einem glänzenden Edelhofe vorbei, dessen Dächer, Mauern und Fenster von den letzten Strahlen der Abendsonne hell erleuchtet wurden. Auf dem Hofe war es lebendig. Karossen standen dort, bespannte und unbespannte. Bediente trieben sich geschäftig umher. An den Fenstern des Schlosses sah man geputzte Herren und Damen. Das Mädchen warf nur einen kurzen Blick hin. Es war, als wenn ihr Auge sich unwillkührlich dahin gerichtet hatte, und als wenn sie, da sie der Richtung

sich bewußt wurde, es mit einem widerwärtigen Gefühle wieder wegwandte.

Etwa Tausend Schritte jenseits des Edelhofes hatte der Berg, an dessen Saume Elisabeth Neumann entlang ging, einen Einschnitt. In diesen lenkte sie ihre Schritte.

Der Einschnitt in den Berg war tief. In der Mitte erweiterte er sich. Dort lag ein einzelnes kleines Bauernhaus. Es lag dicht an dem Pfade, der durch den Berg führte.

In der Thüre des Hauses stand eine Frau. Ein kleines Kind trug sie auf dem Arme, ein etwas älteres stand an ihrer Seite. Sie schien noch jung zu sein; aber der Körper war mager und das Gesicht spitz und knochig. Arbeiten und Entbehrungen mußten schon früh daran gezehrt haben.

Elisabeth Neumann blieb stehen, als sie die Frau sah.

Ist der alte Mann zu Hause? fragte sie.

Seit vierzehn Tagen hat er das Haus nicht verlassen, antwortete die Frau.

Und wie geht es ihm?

Immer unvergänglich!

Ich meine, fragte das Mädchen etwas stockend weiter, ich meine, ob er ganz still ist?

Er ist still und gut wie ein Kind. Du

weiſt es ja, ſeit einem Jahre fehlt ihm nichts mehr.

Pflegſt Du ihn noch immer, Katharine?

Es macht mir Freude. Er iſt auch dankbar dafür. Er hat mich und meine Kinder recht lieb.

Liebt er Kinder?

Gewiß.

Lebe wohl, Katharine.

Lebe wohl, Eliſabeth!

Eliſabeth Neumann ging weiter. Sie ging bis an das Ende des Einſchnitts, wo hinter Bäumen halb verſteckt, ein altes, ſchmales und niedriges Gebäude, mehr einer Hütte, als einem Hauſe ähnlich, ſich befand. Es war aufgeführt von grauen Feldſteinen, die mehr loſe bei und auf einander gelegt, als zuſammengemauert zu ſein ſchienen. Einzelne Steine waren aus ihren Fugen herausgefallen und lagen vor der Mauer an der Erde. Das Dach war mit Stroh gedeckt; das Stroh war alt, ſchwarz, zerriſſen und zerfetzt. Nur in einer der Mauern des Hauſes ſah man ein niedriges, ſchmales, dunkles Fenſter. Die einzige Eingangsthüre ſtand offen.

Das Mädchen trat durch die Thüre in das Häuschen, Sie kam auf einen ſchmalen Flur, der einen berußten. verfallenen Heerd hatte, und als Küche zu dienen, oder vielmehr gedient zu haben ſchien; denn außer dem

verfallenen Heerde befand sich nichts darin. Zur linken Seite desselben war eine Thür. Durch diese schritt das Mädchen in ein enges, finsteres Loch, das seine sparsame Beleuchtung durch das einzige Fenster des Hauses erhielt. Dieses Loch war die Stube des Hauses. Sie war gleichfalls leer bis auf eine ziemlich breite hölzerne Pritsche, die an der Wand, und einen zerbrochenen Stuhl ohne Lehne, der daneben stand. An dem Kopfende der Pritsche lag ein Haufen alten, halb vermoderten Bettwerks zusammen geworfen.

Auf dem zerbrochenen Stuhle ohne Lehne saß in einander gekauert ein alter Mann. Es schien eine große, knochige Figur zu sein. Er hatte die langen, dürren Beine dicht an den Stuhl herangezogen. Auf die Kniee hatte er die Ellenbogen gestützt, in die Hände das vorübergebeugte kahle Haupt. Hinten am Haupte sah man einen langen, aber sehr dünn gewordenen, schneeweißen Zopf. Die Beine des Mannes waren mit grauen Kamaschen bekleidet. Die Farbe der Beinkleider war nicht mehr zu erkennen. Ueber den Leib hing ein dunkler Rock, nach dem Schnitte alter Invalidenuniformen. Die Farbe des Rockes war gleichfalls nicht mehr zu unterscheiden; der aufstehende Kragen war noch als roth zu erkennen. Wie alt und grau und abgeschabt der Anzug des Mannes auch war, ein Loch oder sonst ein Defect war nicht daran zu finden.

Beim Eintreten des Mädchens erhob der Mann das Gesicht. Es war ein zusammengeschrumpftes, vertrocknetes Gesicht; der Mund war von einem langen, grauen Schnurrbarte verdeckt, das vielleicht seit einer Woche nicht rasirte Kinn voll struppiger Bartstoppeln. Die Augen des Mannes, klein und grau, blickten halb erloschen, halb wild; es war jedenfalls ein unheimlicher Blick.

Ohm, sagte Elisabeth Neumann zu dem alten Manne, wollt Ihr mich mit dem Würmchen hier auf ein paar Tage bei Euch aufnehmen?

Würmchen, mein Kind? fuhr der Invalide mit einer hastigen, etwas polternden Stimme auf. Das Würmchen zu dem alten Wurm, und der alte Wurm wieder zu den Würmern? Ja, ja, meine Tochter, sieh, das lügt die Bibel doch, daß der Mensch wieder zu Erde werden solle. Die Würmer fressen uns ja auf. Doch halt, eine Speise der Würmer, das steht ja auch in der Bibel. Sieh, wie sie mich schon beinahe aufgefressen haben; aber noch immer nur von innen. Sieh, wie mager ich geworden bin, seitdem Du mich nicht gesehen hast. Die Leute sagen, das sei die Abzehrung des Alters. Aber die Leute sind zu jung, die verstehen das noch nicht. Die Würmer sind es. Zuerst sitzen sie Einem blos in den Knochen. Wenn aber die Knochen morsch werden, dann kommen

sie in das Fleisch hinein, und fressen das Einem auf. Und wenn sie es aufgefressen haben, dann kommen sie auch unter der Haut hervor. Doch dann liegt man schon im Grabe. Sie fressen dann immer weiter. Zuerst das Todtenhemde und dann die Bretter des Sarges und dann — — ja, höre Kind, ich glaube, die Bibel hat doch Recht. Wenn sie nun auch den Sarg aufgezehrt haben, dann liegen sie in der bloßen Erde, und dann haben sie nichts mehr zu verzehren. Dann verfaulen sie und werden selbst zu Erde, und so der Mensch mit, den sie verzehrt haben.

Das polternde Sprechen schien ihn angegriffen zu haben. Er stützte, wie müde, die Ellenbogen wieder auf die Kniee, und legte den Kopf wieder in beide Hände, ohne das Mädchen weiter anzusehen. Wahrscheinlich hatte er sie vergessen.

Elisabeth Neumann hatte keinen Versuch gemacht, ihn zu unterbrechen. Sie sah ihn jetzt eine Weile schweigend an. Dann sagte sie: Ich kann also mit dem Kinde bei Euch bleiben?

Mit deinem Kinde? fragte der alte Mann, indem er wieder aufblickte.

Ich meinte, Du wärest todt!

Er sah sie sehr verwundert an.

Ich bin ja die Elisabeth, Ohm, antwortete sie. Die Anne ist todt, und Annens Kind habe ich bei mir.

Der Invalide schien sich zu besinnen.

Du hast Recht, erwiederte er. Die Anne wollte die Edelfrau werden. Aber es ging nicht. Die Edelleute sind ja aus einem anderen Stücke Holz geschnitten, als der Bauer. Aber höre, ob sie auch wohl von anderen Würmern aufgefressen werden, als wir? Die Bibel sagt nichts davon.

Vor Gott sind wir Alle gleich, Ohm; der König, der Edelmann, der Bauer und der Bettler.

Richtig. Die Bibel kennt keine Edelleute.

Auf einmal lachte er laut auf.

Ei, laß doch einmal sehen. Wie sieht denn der Wurm da aus! Halb Edelmann, halb Bauer!

Das Kind ist krank und schläft.

Laß es schlafen.

Das Mädchen schien die Bitte, mit der sie gekommen war, als gewährt anzusehen. Sie ging zu dem Kopfende der hölzernen Pritsche.

Erlaubt, Ohm, sagte sie, daß ich das Kind für einige Augenblicke auf Euer Bett lege. Ich gehe sogleich, um mein eignes Bett zu holen.

Der Invalide nickte stillschweigend mit dem Kopfe. Sie rollte das zusammengepackte Bettwerk auseinander und bettete das Kind hinein.

Schlafe, mein liebes Bärbchen, sagte sie zu dem Kinde.

Das kranke Kind schlummerte fort.

Zu dem alten Manne sagte sie: In einer halben Stunde kehre ich zurück. Pfleget das Kind, wenn es unterdeß wach werden sollte.

Sie wollte gehen.

Der Invalide fuhr plötzlich mit dem kahlen Haupte in die Höhe. Sein Auge blickte wilder, unstät.

Pflegen? rief er mit einer fast kreischenden Stimme. Pflegen? — Weißt Du, Mädchen, wen ich gepflegt habe? Gepflegt, daß? —

Ich wollte Euch bitten, unterbrach ihn das Mädchen, dem Kinde, wenn es erwachen sollte, einen Trunk Wasser zu geben, und ihm zu sagen, daß seine Muhme Elisabeth gleich wieder hier sein werde.

Der alte Mann beruhigte sich.

Das ist etwas Anderes, sagte er. Das kann geschehen.

Aber, setzte er halb zutraulich, halb geheimnißvoll hinzu. Aber pflegen, das wäre nicht möglich gewesen. Höre, Elisabeth, wen ich pflege, der steht nicht wieder auf; der — nun Du weißt ja, was wir eben von den Würmern gesprochen haben. Dein Vater hatte einen Bruder, und ich — nun, mein Bruder war er ja wohl auch, und er —

Denkt nicht daran, Ohm. Ich gehe jetzt.

Höre mich erst an. Einen alten Invaliden mußt

Du hören. Solch ein alter Mann hat Vieles mitgemacht. Ein alter Soldat kann Vieles erzählen. Er hat ja auch Vieles erlebt. Er hat auch Manches todtgemacht, besonders wenn er Feldwebel gewesen ist.

Laßt mich jetzt gehen, Ohm.

Nein, nein, Du mußt noch zuhören. Ein alter Soldat hat soviel zu erzählen, und er kann es doch nicht immer nur sich selbst erzählen. Er weiß es ja schon. Ach, Kind, und dann liegt es Einem auch schwer auf dem Herzen, daß man die ewige Seligkeit verlieren soll.

Ohm, unterbrach ihn das Mädchen wieder, wer Buße thut, der findet Gnade im Himmel.

Ja, ja. Aber kann ich Buße thun? Sieh, so wie ich Buße thun will, dann kommen die vermaledeiten Würmer aus allen Ecken in diesem alten Kopfe hervor, und arbeiten und beißen und rumoren und pricken, daß mir die Gedanken und die Sinne vergehen. Wie kann man da Buße thun? Ich sage Dir, Mädchen, so ein alter Soldat ist hier schon verdammt und bleibt dort verdammt. Der Gehorsam! Der Gehorsam!

Bis gleich, Ohm, sagte das Mädchen und ging.

Der alte Mann sprach weiter, ohne daß sie auf seine Worte achtete.

Sie kehrte auf dem Wege zurück, den sie gekommen

war. Die Sonne war unterdeß untergegangen. Nur an den fernen Bergen, welche die Ebene umgränzten, sah man noch ihren matten Schein. In den Bergen, an denen das Mädchen entlang ging, leuchtete nur der Schnee, den die Strahlen der Sonne noch nicht hatten erreichen können. Die Ebene selbst, in welcher die Sonne die Spuren des Winters schon seit einiger Zeit vertilgt hatte, lag schwarz und dunkel da. Auf dem Edelhofe, an dem der Weg des Mädchens vorbeiführte, schien es mit dem eingebrochenen Abende noch lebendiger geworden zu sein. Auf dem Hofe und in den Nebengebäuden hörte man viel Reden, Lachen und Singen. Die Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet, Menschengestalten im Innern der Gemächer zogen daran vorüber, hin und her.

Elisabeth Neumann ging in die Schlucht, in welcher ihr heimathliches Dorf lag, wenn man die in dieser Schlucht zerstreuten wenigen Häuser ein Dorf nennen konnte. Sie ging zu dem Hause ihres Vaters. Sie trat in das Haus durch die offene, zerbrochene Thür. Sie durchschritt die leere, wüste Tenne. In die Küche ging sie nicht hinein. Am Ende der Tenne, in einem Winkel, stand eine alte Leiter, die auf den Boden führte. Diese erstieg sie. Oben auf dem Boden lag, gleichfalls in einem Winkel, ein kleiner Heuhaufen. In dem Heu lag ihr Bette. Dieses packte sie zusammen.

Es wurde kein großer Packen. Das Bette des Armen nimmt keinen großen Umfang ein. Mit dem Packen verließ sie den Boden.

Sie schritt jetzt durch die Küche zu der Stube des Vaters. In der Stube saß noch der alte Mann. Er spann nicht mehr; denn es war dunkel in der Stube. Er starrte vor sich hin, in die Dunkelheit.

Vater, ich habe mein Bette geholt, sagte Elisabeth Neumann.

Wohin gehst Du? fragte der Vater.

Ihr werdet mich ja doch nicht suchen. Ihr würdet mich auch nicht finden.

Der alte Mann starrte wieder in die Dunkelheit hinein.

Sie ging an den Wandschrank, aus welchem sie vorhin die Milch für das Kind genommen. In einem Fache desselben lag gesponnenes Garn. Sie nahm davon ein kleines Bund.

Ich nehme ein Bund von meinem Garn mit, Vater, sagte sie.

Der alte Mann schwieg.

Sie ging zur Thür. Dort stand sie still; sie schien über etwas mit sich im Kampfe zu sein.

Nach einer Pause sagte sie: Ich komme morgen wieder, Vater, um nach Euch zu sehen. Ich werde alle Tage wiederkommen, so Gott will.

Ihre Stimme war sehr weich geworden.

Der Vater erwiederte nichts.

Sie verließ die Stube und das Haus.

Sie ging in das Dorf hinein. Am Ende des Dorfes trat sie in ein einzelstehendes Haus. Es war der Krug des Dorfes. In einem kleinen Laden saß die Krügerin.

Elisabeth zog ihr Garn hervor.

Gebt mir dafür ein Töpfchen mit Milch und eine Semmel, sagte sie zu der Krügerin.

Die Frau gab ihr das Verlangte.

Das Mädchen entfernte sich damit.

Dein Garn ist mehr werth, sagte die Krügerin. Du bekommst Geld heraus.

Ich werde es zu Gute behalten bis morgen.

Sie verließ das Dorf. Sie schlug wieder den Weg ein, der zu dem alten steinernen Hause führte.

Es war ganz finster geworden. Berg und Wald und Ebene, alles verschwamm in einander. In der Ebene tauchte nur hin und wieder ein ferner Lichtschein empor. Doch als sie um einen Vorsprung des Gebirges bog, lag der Edelhof mit seinen hell erleuchteten hohen Fenstern wie ein wunderbar strahlendes Meteor vor ihr.

Wenn der Arme still ausruhet von den Arbeiten, Sorgen und Beschwerden des Tages, um Kräfte zu

sammeln zu neuen Arbeiten, zu neuen Sorgen, zu neuen Beschwerden, dann beginnt die Arbeit des Reichen, der den Tag über in träger Ruhe gefeiert hat. Aber die Arbeit des Reichen ist das rauschende Vergnügen, sie ist das Verprassen des sauren Schweißes des Armen.

Lautes, fröhliches Leben herrschte überall auf dem Edelhofe. Man hörte nur Lachen, Singen, Scherzen und Rufen; dazwischen laute Musik an mehreren Stellen. An den Fenstern schwirrte es vorbei, als wenn getanzt werde.

Elisabeth achtete nicht auf das laute Leben. Sie schritt still weiter auf ihrem einsamen Pfade.

Ein einzelner Mann kam des Weges vom Schlosse, dem Mädchen entgegen. Er erkannte sie. Er blieb bei ihr stehen.

Weißt Du es schon? fragte er im Tone des Mitleids und der Verwunderung.

Was soll ich wissen, Joachim? erwiederte das Mädchen.

Nun, Du bringst ihm ja schon das Bette.

Wem?

Dem Franz.

Dem Franz? Wo ist er?

Wohin willst Du denn mit dem Bette?

Wo ist der Franz? Antwortet mir.

Das begreife ich nicht. Ich dachte, Du wolltest zu ihm.

Aber so antwortet. Ich weiß nichts vom Franz.

Der Franz ist auf dem Edelhofe. Er soll mit Einem der Offiziere, die auch dort sind, an der Fähre Streit gehabt haben. Da hat ihn denn der Amtmann gleich müssen aufsuchen und herschleppen lassen. So eben haben sie ihn dort eingebracht.

Wo haben sie ihn gefunden? fragte das Mädchen rasch und besorgt.

Zu Hause bei seiner Mutter. Er war dort gerade angekommen.

Das Mädchen schien weniger beunruhigt.

Sie können ihm nichts anhaben, sagte sie.

Alleweil, sagte der Mann, haben sie ihn hinten in den Thurm geworfen. Es darf kein Mensch zu ihm. Ich dachte, Du wolltest mit dem Bette zu ihm. Es würde Dir nichts helfen. Der gnädige Herr ist gewaltig erboßt, daß er mit einem seiner Gäste angebunden hatte, und die Offiziere haben befohlen, daß er gleich morgen als Rekrut nach der Residenz transportirt werden soll.

Das wird so geschwinde nicht geschehen, Joachim. Es gibt noch Obrigkeit und Gesetze.

Großer Gott! zuckte der Mann die Achseln. Leider gibt es noch Obrigkeit und Gesetze, aber nur, damit

der arme Mann von dem Reichen und Vornehmen unterdrückt werden kann.

Nun, wir werden ja sehen. Bis morgen bleibt er ja auf alle Fälle auf dem Edelhofe.

Bis morgen bleibt er.

Sie trennten sich.

Elisabeth Neumann schritt weiter auf ihrem dunklen, einsamen Pfade. Auch in ihrem Herzen mochte es dunkler, einsamer, bekümmerter werden.

Aus dem Hofe und aus den Gebäuden des Edelsitzes tönte das fröhliche Jauchzen, das Scherzen und Singen lauter herüber. Die Musik rauschte lustiger; die Tanzenden flogen rascher an den hellen Fenstern vorbei.

Das Mädchen erreichte das steinerne Haus in dem Einschnitt des Berges. Sie trat in die Stube. So tief die Finsterniß darin war, so tief war die Stille, die darin herrschte. Das Mädchen sah nichts, und hörte nichts.

Seid Ihr da, Ohm? fragte sie.

Ich bin hier, antwortete der Invalide von derselben Stelle, auf der sie ihn vor einiger Zeit verlassen hatte.

Was hat das Kind gemacht?

Es hat geschlafen.

Habt Ihr eine Lampe, Ohm?

Was werde ich nicht? Die Todten lieben kein Licht. Sie können es nicht mehr ertragen, wenn sie aus den Särgen heraufkommen. Denn in den Särgen ist es sehr dunkel. Sieh, das hängt mit den Würmern zusammen, die in den Augen sitzen. Mein Compagnie-feldscheerer hat mir das auseinandergesetzt. Das ist so. —

Wo habt Ihr die Lampe, Ohm?

Sie steht hinter dem Ofen; dort rechts.

Das ist so: In den Augen sitzen ganz besondere Würmer. Die schlafen, wenn das Auge zu ist. Wenn aber der Mensch auf einmal aus der Dunkelheit an das Licht kommt, dann erschrecken sie sich und werden gewaltig unruhig, und —

Muhme Elisabeth, rief das Kind auf seinem Lager, mich hungert.

Gleich, mein Bärbchen, erwiderte das Mädchen. Ich habe Dir prächtige Semmel mitgebracht.

Sie hatte die Lampe gefunden. Neben dieser stand ein Feuerzeug. Sie zündete die Lampe an.

Dann beugte sie sich über das Kind und reichte ihm von dem Mitgebrachten.

Das Kind genoß mit sichtlichem Behagen.

Du sollst auch heute Nacht in einem weichen und warmen Bette schlafen, sagte das Mädchen zu dem Kinde.

An dem Fußende der Pritsche lag ein Haufen trockener Blätter. Auf diesen machte sie ihr Bett zurecht.

In das Bett legte sie das Kind.

Behaglich wie das Kind gegessen und getrunken hatte, streckte es die mageren, kranken, kleinen Glieder in dem Bette aus. In den Tagen seiner Erinnerung hatte es die Wohlthat eines Bettes wohl noch nicht gekannt.

Der Invalide war zusammengekauert auf seinem Stuhle sitzen geblieben. Als Elisabeth das Kind aus dem einen Bette in das andere legte, mußte sie es dicht an ihm vorbei tragen. Das Kind hatte die Augen geöffnet. Sie sahen in die des alten Mannes. Die seinigen blickten in die des Kindes. Das Kind blieb ruhig. Es schien über den fremden Anblick nicht einmal verwundert zu sein. Man hatte es ja von einem fremden Menschen zu dem anderen umher geworfen. Der alte Mann aber fuhr heftig zusammen. Sein Blick war plötzlich fast erstarrt. Er schien sich auf etwas besinnen zu wollen. Dann wurde er unruhig.

Elisabeth, rief er, mit halb leiser Stimme.

Ohm?

Komm zu mir her; dicht heran.

Sie trat zu ihm.

Lege Dein Ohr an meinen Mund.

Sie that, wie er sagte.

Er flüsterte ihr leise, und mit geheimnißvollem Tone in das Ohr: Weißt Du sicher, Elisabeth, daß das das Kind der Anne ist?

Gewiß, Ohm. Was für ein Kind sollte es denn sonst sein?

Haben sie Dich nicht betrogen mit dem Kinde?

Ich verstehe Euch nicht.

Das ist nicht das Kind der Anna.

Wessen Kind sollte es denn sein?

Höre zu. Aber komm näher, und verrathe kein Wort davon.

Sie mußte ihr Ohr näher an seinen Mund legen.

Es ist der kleine Joseph! sagte er sehr leise. Ich kenne seine Augen.

Ohm, es ist die kleine Bärbchen; das Kind der armen Anna.

Bärbchen, sagte sie zugleich, als wenn sie den alten Mann von der Wahrheit ihrer Worte überzeugen wolle. Ich muß noch einen Gang machen. Du bleibst so lange bei Deinem Großohm. Ueber eine Stunde bin ich wieder bei Dir; ich bringe Dir dann auch etwas mit.

Geh, Muhme, sagte das Kind, indem es die müden Augen wieder schloß.

Der Invalide schüttelte den Kopf.

Es ist doch der Joseph, versicherte er mit dem ganzen Eigensinn eines Verrückten.

Schlagt Euch das aus dem Kopfe, Ohm, entgegnete ihm das Mädchen.

Ich lasse Euch das Kind, fuhr sie fort. Ich habe noch etwas zu besorgen. Das Kind wird schlafen. Aengstigt Euch nicht um seinetwillen.

Sie ging.

Der alte Mann folgte ihr auf dem Fuße.

Draußen sagte er: Wir sind hier allein, Mädchen. Jetzt sage mir die Wahrheit, was für ein Kind hast Du mir ins Haus gebracht?

Ich habe Euch die Wahrheit gesagt, Ohm, erwiderte ihm das Mädchen. Glaubt mir doch.

Das ist traurig, sagte der Invalide, mit einer Stimme, die in der That wehmüthig klang. Ich wollte, es wäre der Joseph. Das Kind sah mich so freundlich an; wenn es der Joseph wäre, so hätte er mir gewiß vergeben.

Der Joseph hat Euch längst vergeben, sprach beruhigend das Mädchen. Ihr thatet ja nur, was Ihr thun mußtet.

Halt! rief der Greis heftig. Was ich thun mußte? Weißt Du, was ein Mord ist? Muß der Mensch einen Mord begehen? Pflicht! Pflicht! Das

haben sie mir so oft vorgesagt, daß selbst die Würmer in meinem Gehirn das Wort nicht mehr hören konnten.

Geht zu dem Kinde, Ohm. Der liebe Gott kennt Euer Herz und Eure Reue. Um die Menschen kümmert Euch nicht.

Der Invalide kehrte in das Haus zurück.

Elisabeth Neumann schlug abermals den Weg zu dem Dorfe ein. An dem immer heller und lauter gewordenen Edelhofe ging sie rasch vorbei. Daß ihr Herz bei dem Gefangenen in dem nicht erleuchteten Thurme war, bezeugten die Blicke, die sie ihm Gehen wiederholt nach dem hervorragenden Gebäude hinwarf.

In dem Dorfe wandte sie sich von den zerstreut liegenden Häusern ab. Sie ging in den dichteren Wald, den Bergen zu, die auf der rechten Seite der Schlucht lagen. Sie ging trotz der tiefen Finsterniß sicher. Sie schien jeden Tritt ihrer Füße auf völlig bekannten Boden zu setzen. Zuerst bog sie in eine engere Schlucht ein, die in jene einmündete, aus der sie kam. Dann stieg sie an einem der Berge hinauf, welche durch die Schlucht von einander getrennt wurden. Sie erstieg den Berg bis an die Mitte seiner Wand. Ein horizontal laufender, wenig betretener Fußweg führte hier um die Seite des Berges herum. Er führte, mannigfach gebogen und gewunden, ununterbrochen

durch dichte Waldung. Nach einiger Zeit zeigte sich hinter den, zum größeren Theil noch mit Schnee behangenen Bäumen ein weiter und hoher dunkler Gegenstand. Das Mädchen schritt darauf zu. Es war ein altes, verfallenes Gebäude. Es breitete sich weit aus auf einem breiten Vorsprunge des Berges. Hoch ragten die dunklen, zackig und eckig abgebrochenen Mauerstücke in die Luft hinein. Ganz in der Nähe unterschied man eine weitläufige Ruinenmasse, in ihren einzelnen Stücken manchmal zusammenhängend, manchmal auseinandergerissen. An einzelnen Stellen befanden sich nur noch lose auf einander liegende Steine. Alles war so zerstört, so verwüstet und verwittert, daß man nicht einmal mehr eine Stelle erkennen konnte, wo früher ein Fenster oder eine Thür gewesen war. Zwischen dem Gemäuer lag an vielen Stellen hoher Schutt; auf und neben dem Schutt lag der Schnee. Die Sonne hatte noch nicht hierher dringen können. Auch dieser Schnee war gelb und schmutzig; aber seine Decke durchbrachen keine weiße Schneeglöckchen. Hier schien überhaupt kein Leben, hier schien nur der Tod zu sein; keine Zukunft, nur die Vergangenheit mit ihrem Moder, und die Gegenwart mit ihrer stillen und finsteren Todesklage über den Verfall, über den Moder.

Welchem Jahrhundert, welcher Bauart das Gebäude angehört, zu welcher Bestimmung es gedient hatte, das

alles ließ sich nicht mehr erkennen. Es war eben nur eine Ruine, ein Trümmerhaufen.

Elisabeth Neumann trat mit ihrem sicheren Schritte in das Innere der Ruine. Dort bog sie rechts, einem ihr schräg gegenüber liegenden Winkel des Gemäuers zu. Sie ging langsamer, vorsichtiger. Sie wand sich durch die überall zerstreut daliegenden Schutthaufen hindurch. Ein paarmal bückte sie sich ganz zur Erde nieder, und besah prüfend den Schnee. Der Schnee war hart und glatt, es war nichts Fremdartiges, keine Fußspur oder etwas Aehnliches darin zu entdecken. Das schien sie zu beruhigen. Sie ging sicherer und rascher weiter.

Als sie den Winkel des Gemäuers erreicht hatte, machte sie Halt. Sie bückte sich wieder zur Erde und prüfte vorsichtig den Schnee; auch hier war nichts darauf zu sehen. Dann horchte sie nach allen Seiten. Kein Laut war zu hören.

Sie ging dicht an die Mauer. Dort klopfte sie an einen Stein.

Elisabeth Neumann ist hier, sprach sie, wie in die Mauer hinein. Oeffnen Sie, Herr.

Der Stein, an den sie geklopft hatte, wurde von innen zurückgeschoben. Es war ein großer, breiter Stein. Ein zweiter, nicht minder groß und breit, wurde unmittelbar daneben gleich darauf ebenfalls

zurückgezogen. Es war eine geräumige Oeffnung entstanden.

Der Fremde aus dem Nachen trat durch die Oeffnung in das Freie heraus.

Folgen Sie mir, sagte Elisabeth zu dem Fremden.

Wirst Du mich führen? Wo ist Dein Bräutigam?

Hat er Ihnen von uns erzählt?

Alles.

Sie haben ihn festgenommen, als er von Ihnen zurückkam, wegen des Streites mit den Offizieren. Aber ich weiß die Wege hier so gut wie er.

Du bist so ruhig bei seiner Verhaftung?

Ich würde ihm jetzt doch nicht helfen können.

Und das Kind, das Du trugst, wo hast Du es gelassen?

Es ist gut aufgehoben.

Du bringst mir ein großes Opfer.

Lassen Sie uns gehen, Herr, es ist Zeit. Später geht der Mond auf.

Haben wir weit zur Grenze?

In einer Viertelstunde können wir da sein.

Sie gingen. Elisabeth Neumann ging voran.

Folgen Sie mir nur immer, sagte sie; aber halten Sie sich dicht hinter mir, damit Sie nicht fallen. In dem Gebirge liegen überall Steine und Baumwurzeln und Aeste.

Sie verließen die Ruine und wandten sich links, dem Kamme des vorspringenden Berges folgend, auf dem die Ruine lag. Der Boden war ungleich. An einigen Stellen lag noch der Schnee. Bei seinem Leuchten sah man in dem holperigen Wege bald große, nackte Steine aus dem grauen Moose hervorragen, bald riesige, verzweigte Baumwurzeln, erstarrten oder lauernden Schlangenungeheuern gleich. Ein Pfad, oder sonst eine Spur, daß ein Mensch hier gegangen sei, war nicht zu sehen. Elisabeth schritt rasch und sicher vorwärts.

Du scheinst die Gegend sehr genau zu kennen, sagte der Fremde.

Ja, Herr, war die kurze Antwort des Mädchens.

Was hat Dich so oft auf diese öden Bergen geführt?

Durch diese Berge ging früher der Schmuggelhandel nach der Grenze hin.

Dabei halfst Du?

Ich mußte helfen.

Du bist noch sehr jung, und schon seit einigen Jahren, wenn ich mich recht erinnere, ist die Grenzsperre hier aufgehoben.

So ist's Herr. Aber schon als ich zwölf Jahre alt war, schickte mich mein Vater mit den Anderen.

Schon so früh warf man Dich in die Gefahr und in das wilde Leben? Und Dein eigener Vater?

Auf dem Lande ist das nicht anders. Bald machte es mir auch Vergnügen.

Auch die Gefahr?

Warum nicht?

Du hast wohl schon manche Gefahr zu bestehen gehabt?

Die Grenzsoldaten schossen oft nach uns; wir wehrten uns. Jedes Jahr fielen Einige.

Du sagst das so kurz und ruhig?

Was soll man viele Worte darüber machen!

Der Bergrücken, auf dem sie gingen, hatte sich gesenkt. Sie kamen in eine kleine Schlucht. Sie durchschritten diese, um sofort wieder den gegenüber liegenden steilen Berg zu ersteigen. Sie erreichten dessen Spitze.

Das Mädchen machte Halt.

Sie standen auf einem hohen Gipfel. Von der Gegend konnte man bei der Dunkelheit nur wenig sehen. Doch war zu unterscheiden, daß vor ihnen, gleich unten an dem Bergkegel, auf dem sie standen, ein offenes, freies Feld begann, an dessen jenseitiger Grenze, jedoch in ziemlicher Entfernung, sich wieder Gebirge erhoben.

Hören Sie zu, sagte Elisabeth Neumann zu dem Fremden. Es könnte sein, daß wir getrennt

würden. Ich werde Ihnen die Gegend beschreiben. Geben Sie genau Acht.

Du fürchtest? unterbrach er sie.

Man muß auf alles gefaßt sein. Hinter jedem Strauche kann die Gefahr lauern. Sehen Sie das Feld vor uns. Es ist offenes Haideland. Man hat es unbebaut gelassen, um die Grenze gegen den Schleichhandel besser bewachen zu können. Mitten durch die Haide läuft ein Bach. Er bildet die Grenze. In trockenen Zeiten kann man ihn durchwaten. Jetzt geht das nicht. Er ist jetzt angeschwollen und tief und reißend. Es führt nur ein einziger Steg hinüber. Sehen Sie dort links zwei hohe Bäume? Es sind zwei Pappeln.

Ich sehe sie.

Dort ist der Steg. Dorthin müssen wir. Wir gehen von hier schnurgerade darauf zu. Die Haide ist überall frei und eben. Nur an den beiden Ufern des Baches steht Buschwerk. In der Nähe der Pappeln zieht es sich etwas in die Haide hinein. Man kann sich zur Noth bei Nachtzeit darin verbergen. — Haben Sie alles wohl verstanden?

Ich habe Dich vollkommen begriffen.

Die Nacht war dunkler geworden, wiewohl das Aufgehen des Mondes nach einiger Zeit erwartet werden mußte. Dicke, schwarze Wolken zogen am

Himmel auf und bedeckten immer mehr den Horizont. Ein Stern verschwand nach dem anderen.

Stiller als sie bisher gewesen, konnte die Nacht nicht werden. Man hörte keinen Laut. Nur dann und wann strich ein leiser Windhauch über den Schnee und durch die trägen knarrenden Aeste der Bäume. Seltener schlug im entfernten Gebirge ein Hund an, oder kreischte eine Eule. Die zwei Menschen oben auf dem hohen Bergkegel, in der finsteren Nacht, konnten sich so verlassen und einsam vorkommen, als wenn sie ganz allein gewesen wären auf einem wüsten Felsen mitten im stillen Inselmeere.

Elisabeth Neumann heißest Du? fragte der Fremde das Mädchen.

Ja, Herr!

Ich werde den Namen nicht vergessen. Es werden andere Zeiten kommen, Zeiten der Vergeltung. Auch Dir soll dann vergolten werden, was Du heute an mir, dem Unbekannten, gethan hast.

Sprechen Sie davon nicht, Herr! Ich sah, daß Sie verfolgt wurden. Wer hätte Ihnen beistehen sollen, wenn ich und der Franz es nicht gethan hätten?

Wenn ich nun ein Verbrecher, ein gemeiner Verbrecher wäre?

Das können Sie nicht sein.

Warum nicht?

Herr, das sah ich Ihnen gleich an.

Wofür hältst Du mich denn?

Ich habe schon lange von den braven Männern gehört, die für das Volk und seine Rechte streiten und leiden. Sie werden zu ihnen gehören.

Woher hast Du das entnommen?

Ich weiß es nicht, aber ich glaube es.

Dein Glaube betrügt Dich nicht, Mädchen. Ja, wir haben gestritten und gelitten für das Volk. Wir haben aber auch die Liebe des Volkes dafür eingeerntet. Die Liebe des Volkes aber ist die reichste Vergeltung. Sie allein sichert uns auch die Früchte unseres Bestrebens, unseres Kampfes.

Das Volk segnet Sie, Herr, versetzte das Mädchen. Volkes Stimme ist Gottes Stimme, sagt man. So wird ja auch des Volkes Segen der Segen Gottes sein.

Du sprichst Worte, wie man sie bei Deines Gleichen nicht hört. Wer hat sie Dich gelehrt?

Ein alter Mann, der Geigenfritz, kommt manchmal zu uns ins Dorf. Er redet oft mit mir über Vergangenheit und Zukunft.

Der alte Geigenfritz —?

Horch! unterbrach ihn das Mädchen.

Der leise Nachtwind trug aus der Ferne ein Geräusch herüber. Es war schwach und unbestimmt. Aber es war kein Knarren der Aeste, kein Bellen eines Hundes,

kein Geheul einer Eule. Mehr konnte man nicht unterscheiden. Elisabeth horchte scharf hin. Es war alles wieder still.

Lassen Sie uns aufbrechen, sagte sie.

Sie gingen schweigend den steilen Berg hinunter. Sie traten in die Haide zu seinem Fuße.

Als sie die Haide erreicht hatten, blieb das Mädchen einen Augenblick stehen. Sie sah und horchte nach allen Seiten. Zu sehen war nichts in der finsteren Nacht. Nur der Berg, den sie verlassen hatten, lag wie ein großer Koloß hinter ihnen. Vor ihnen ausgebreitet lag die weite Haide, dunkel und schwarz. Den Strahlen der Sonne den ganzen Tag über offen, war der Schnee, den der Winter gebracht hatte, längst geschmolzen; die graue Moosdecke war vollkommen wieder hervorgetreten. Jenseits der Haide erhoben sich in kaum erkennbaren Umrissen die Berge des Nachbarlandes. Vor ihnen konnte das Auge nur noch schwach die Spitzen der beiden Pappeln unterscheiden, die in der Nähe des Grenzbaches am Horizont emporragten. Das Alles lag da in der Unbeweglichkeit des scheidenden Winters und der vorgeschrittenen Nacht.

Der Unbeweglichkeit glich die rings umher herrschende Stille. Es war kein Laut zu hören.

Es scheint alles sicher zu sein, sagte Elisabeth. Auf der Haide ist kein lebendes Wesen außer uns. Doch

dürfen wir nur mit Vorsicht weiter gehen. An dem Stege könnte Jemand sein. Gehen sie immer dicht hinter mir. Sprechen Sie kein Wort. Wenn Jemand am Stege ist und uns gewahren sollte, so muß er meinen, daß unserer nur Einer sei.

Sie ging mit raschen Schritten wieder voran. Ihr Begleiter hielt sich dicht hinter ihr. Sie gingen in gerader Richtung auf die beiden Pappeln zu. Rund um sie her blieb es still und unbeweglich.

Mitten im Wege wandte die Führerin sich nach der linken Seite. Es lag dort ein etwas erhöheter, dunkler Gegenstand vor ihnen. Zu diesem schritten sie hin.

Es war ein Erdaufwurf in einer Höhe und Breite von vier bis fünf Fuß. Die Entfernung bis zu den Pappeln, mithin auch bis zu dem Stege über den Grenzbach, den man jedoch nicht sehen konnte, betrug, von da ungefähr noch fünfzig Schritte. Der Aufwurf lag allein, ohne Verbindung mit irgend einem anderen erhöheten Gegenstande. In einer Entfernung von vielleicht zwanzig Schritten zog sich rechts ein niederes Gebüsch hin, das sich bis zu den beiden Pappeln erstreckte. Das alles konnte man in der Dunkelheit nur sehr unbestimmt unterscheiden.

Elisabeth blieb an der Erhöhung stehen.

Legen Sie sich hier nieder, sagte sie mit leise flüsternder Stimme zu ihrem Begleiter. Aber legen

Sie sich dicht an die Erde. Wer nicht ganz nahe kommt, muß Sie nicht sehen können.

Er that, wie sie sagte.

Verhalten Sie sich ganz still, fuhr sie fort. Ich bin in einigen Minuten wieder bei Ihnen.

Wohin willst Du, Elisabeth? fragte er.

Zum Stege. Ich muß sehen ob es frei dort ist.

Wenn es nun nicht frei dort wäre? Wenn man Dich ergriffe?

Sein Sie unbesorgt. Mich sieht und greift Keiner.

Sie warf sich zur Erde, und kroch nach dem rechts befindlichen Buschwerke am Boden hin. In ihrer dunklen Kleidung war sie kaum in der Nähe zu unterscheiden. Nachdem sie auf zehn Schritte sich entfernt hatte, war sie gar nicht mehr zu sehen.

Die Aufmerksamkeit des Verfolgten, der noch immer in die Gegend, in welcher das Mädchen seinem Blicke entschwunden war, hineinstarrte, wurde plötzlich auf einen anderen Gegenstand gelenkt. In der Ferne wurde ein Geräusch hörbar. Es kam von der Seite des Gebirges her, das er mit seiner Führerin verlassen hatte. Das Gebirge zerklüftete sich dort in viele Schluchten. Aus einer dieser Schluchten kam das Geräusch. Es war noch schwach und unbestimmt; die vorliegenden Berge hielten es noch zurück, daß es in die freiere Ebene nicht recht hineindringen konnte. Es kam unverkennbar näher.

Der Flüchtling richtete sich auf, um zu horchen.

Auf einmal vernahm er unmittelbar an seiner Seite eine Stimme. Es war die Stimme des Mädchens, die rasch und leise, ohne daß er es bemerkt hatte, zurückgekehrt war.

Um Gotteswillen, flüsterte sie, legen Sie sich nieder.

Sie selbst lag platt an der Erde.

Er legte sich ebenfalls wieder hin.

Das Geräusch war näher gekommen.

Es sind zwei Reiter, sagte Elisabeth.

Man unterschied gleich darauf deutlich den raschen Trab von Pferden.

Du warst unmöglich schon an der Brücke? fragte der Flüchtling.

Ich hörte mitten auf dem Wege die Pferde nahen. Ich kehrte schnell um.

Durchkreuzen die Reiter Deinen Plan?

Wir müssen sie vorbeilassen, bevor wir uns rühren dürfen.

Wofür hälst Du sie?

Ich zweifle nicht, daß sie zu Ihren Verfolgern gehören.

Sie sind noch eine ziemliche Strecke zurück. Ich kann vor ihnen den Steg und die Grenze erreichen. Ich eile rasch.

Um des Himmels willen nicht. Wenn der Steg schon besetzt wäre, so wären Sie unrettbar verloren.

Glaubst Du, daß er schon besetzt sei?

Das eben wollte ich erspähen. Es ist wahrscheinlich.

So wäre ich ohnehin verloren. Ich mache den Versuch.

Ich lasse Sie nicht. Sie haben sich mir einmal anvertraut, Sie müssen mir folgen. Ich befreie Sie.

Du wirst Dich um meinetwillen in Gefahr begeben.

Ich war schon in größerer. Aber schweigen Sie und liegen Sie fest am Boden. Die Reiter werden keine zehn Schritte weit an uns vorbei passiren.

Der Trab der Pferde war näher gekommen. Es waren zwei Pferde, auf denen in der finsteren Nacht das Auge nur zwei dunkle Gestalten unterschied. Sie kamen in fast gerader Linie auf den kleinen Erdhügel zu, an dessen Seite das Mädchen und der Verfolgte verborgen lagen.

Keine zehn Schritte von dem Hügel sprengten sie vorbei. Das Klirren von Waffen zeigte sie als Soldaten an; ohne Zweifel waren es Gendarmen.

Sie jagten auf die beiden Pappeln zu. Unmittelbar bei denselben hörte der Trab der Pferde auf. Sie hatten dort angehalten.

Schweigen Sie ganz still, sagte das Mädchen zu ihrem Begleiter.

Sie horchte gespannt nach den Pappeln hin.

Einer von ihnen ist abgestiegen, flüsterte sie nach einer Weile.

Sie horchte wieder.

Sie bleiben am Steg, sagte sie dann. Aber ich höre keinen Sprechen. Es war also wahrscheinlich vor ihnen Niemand da. Sie wären also allein. Jetzt gilt es, Herr!

Welchen Plan hast Du, Elisabeth? fragte der Verfolgte.

Elisabeth Neumann antwortete ihm nicht. Sie saß halb aufgerichtet. Der Hügel verbarg sie den Gendarmen am Steg. Sie saß in tiefem Sinnen.

Herr! sagte sie.

Es war ein sonderbarer, fast fremdartiger Ton, in welchem sie das Wort sprach. Sie nahm dabei seine Hand.

Kehre um, Elisabeth, sagte der Fremde. Laß mich allein. Ich bin stark; ich kann schwimmen. Ich werde das Wasser des Baches besiegen.

Sie schien seine Worte nicht zu hören.

Herr, sagte sie, geben Sie mir ein Versprechen.

Sie war feierlich, fast aufgeregt.

Rede, Elisabeth, antwortete der Flüchtling.

Herr, der Geigerfritz verzweifelt an der Sache des Volks. Wissen Sie, warum er daran verzweifelt?

Ich weiß es nicht.

Ich will es Ihnen sagen. Weil Diejenigen, die sich jetzt an die Spitze des Volkes stellen werden, die Ersten sein werden, die das Volk wieder verlassen. Sie werden das Volk führen, aber sie werden es bethören. Sie werden es nicht blos verlassen. Wenn sie ihre Zwecke erreicht haben, so werden sie es verrathen. Das sagt der Geigerfritz.

Der Geigerfritz ist ein alter Mann und sieht trübe.

Der Geigerfritz kennt die Menschen.

Nicht alle.

Dem sei wie ihm wolle. Herr, geben Sie mir das Versprechen, daß Sie das Volk nicht verrathen, daß Sie treu bei ihm aushalten wollen. Geben Sie mir die Hand darauf.

Ich verspreche Dir das, meine theure Elisabeth, sagte der Verfolgte, ergriffen von dem reinen und schönen Gefühle, das so lebhaft und begeistert in jedem Worte, in jeder Bewegung der einfachen Bäuerin sich aussprach.

Er drückte ihre Hand.

Kommen Sie jetzt, sprach sie. Es ist Zeit. Folgen Sie mir. Aber vorsichtig.

Sie legte sich wieder auf die Erde. Langsam, geräuschlos wand sie sich am Boden hin, in derselben Richtung, die sie das erstemal genommen hatte, auf das Gebüsch zu.

Der Flüchtling folgte ihr, vorsichtig, wie sie es ihm anempfohlen hatte.

Sie erreichten das Gebüsch. Niemand schien sie bemerkt zu haben. Vom Stege her war kein Laut zu hören, als das Schnauben der rastenden Pferde. Die Gendarmen rührten sich nicht.

An dem Gebüsche machte Elisabeth Halt.

Sie waren auch hier noch etwa fünfzig Schritte von dem Stege entfernt.

Bleiben Sie hier, sagte das Mädchen. Ich muß sehen, ob die beiden allein sind.

Sie kroch nach den Pappeln hin, immer nahe an dem Gebüsch, so daß sie vom Stege aus nicht gesehen werden konnte, und so leise, daß selbst der Verfolgte sie kaum hörte.

Nach einigen Minuten kehrte sie eben so unhörbar zurück.

Es sind Gendarmen, sagte sie.

Sind sie allein?

Sie sind allein. Der Eine hält zu Pferd unmittelbar vorn am Stege. Der Andere ist abgestiegen, er steht einige Schritte von jenem entfernt. Sein Pferd steht an den Pappeln.

Was ist Dein Plan, Elisabeth?

Folgen Sie mir!

Ich beschwöre Dich, Mädchen, mir Deinen Plan mitzutheilen.

Sie warf sich nieder, ohne ihm zu antworten, platt an der Erde hin, und kroch den Pappeln zu.

Der Flüchtling folgte ihr.

Sie mochten zwei Drittel des Weges zurückgelegt haben, als das Mädchen anhielt.

Sie waren jetzt ganz in der Nähe der Gendarmen. Sie konnten diese deutlich sehen. Der Eine hielt noch zu Pferde ganz dicht vor dem Steg, der in einer Breite von etwa drei Fuß, und auf der einen Seite mit einem Geländer versehen, über den Bach führte. Der Andere war zu Fuß, etwa zehn Schritte von dem ersten entfernt. Ein loses Pferd stand in der Mitte der Beiden, an einer der Pappeln.

Der angeschwollene Bach rauschte stark. Er übertönte manchmal das Gespräch, das die beiden Gendarmen mit einander führten.

Elisabeth machte ihrem Begleiter ein Zeichen, sich ganz still zu verhalten.

Einer der Gendarmen sprach einige Worte, die man nicht verstehen konnte.

Sprich lauter, versetzte der Andere, der zu Pferde! Ich verstehe hier kein Wort. Das verdammte Wasser.

Ich sage, erwiderte jener, daß es hier auf die Dauer etwas langweilig wird.

Die Anderen werden wohl bald kommen.

Ich höre noch nichts.

Wer kann hier etwas hören!

Ich denke, man macht —

Die ferneren Worte waren wieder nicht zu verstehen.

Der Gendarm, an den sie gerichtet waren, mußte sie verstanden haben. Denn er erwiderte: Gib mir davon ab.

Gleich darauf sah man den Gendarmen, der von einem Pferde abgestiegen war, mit einem Feuerzeuge, das er hervorgezogen haben mußte, Feuer schlagen und sich dann zu seinem Kameraden begeben. Dieser bückte sich auf dem Pferde zu ihm nieder. Unzweifelhaft zündeten sie Beide ihre Pfeifen an.

Jetzt! sagte Elisabeth Neumann.

Sie legte ihre Lippen an das Ohr des Verfolgten.

Ich verlasse Sie jetzt, sagte sie. Verhalten Sie sich ruhig, bis Sie sehen, daß beide Gendarmen mich verfolgen. Dann eilen Sie rasch zum Steg und Sie sind frei. Gott schütze Sie.

Was hast Du vor, Elisabeth? sagte mehr entsetzt als überrascht, der Flüchtling.

Fragen Sie nicht. Thun Sie, wie ich Ihnen sagte. Und bleiben Sie treu dem Volke.

Jetzt verstehe ich Dich. Du willst Dich opfern. Ich lasse Dich nicht.

Er wollte sie halten.

Mit einem raschen Sprunge hatte sie sich von ihm

losgerissen. Mit der Schnelle des Blitzes flog sie auf die Pappeln zu.

Dort stand das lose Pferd.

Bevor die Gendarmen sie sahen, war sie bei dem Pferde, hatte sie sich in den Sattel geschwungen und die Zügel ergriffen. Im vollen Galopp flog sie davon. Sie jagte auf den Grenzbach zu, als wenn sie, flüchtig und verfolgt, mit dem Pferde hindurch wolle.

Die Gendarmen gingen auf die List ein.

Sie verließen ihre Posten an dem Stege, und setzten der dunklen Gestalt nach, die auf dem Rosse dahin eilte; der Eine zu Fuß, der Andere zu Pferde.

Der Flüchtling ging zu dem Steg.

Das Mädchen wandte das Pferd und jagte in die Haide hinein.

Der Gendarm zu Pferde sprengte hinter ihr her.

Halt, oder ich schieße! hörte man ihn rufen.

Der Flüchtling stand unentschlossen vor dem Stege.

Er erhob den Fuß, um zurückzukehren, dem verfolgten Mädchen zu Hülfe, der Verfolgte der Verfolgten.

Ein Galoppiren vieler Pferde, ein Rasseln von Waffen ertönte auf der Haide. Es kam mit reißender Schnelle näher. Rufende Stimmen erklangen dazwischen.

Der Flüchtling setzte den aufgehobenen Fuß zurück, und überschritt den Steg.

Er befand sich an dem jenseitigen Ufer des Baches, in dem fremden Lande. Er war gerettet.

Auf der Haide, nach dem Gebirge zu, fiel ein Schuß.

II.

Der Polterabend.

Das Auge des Reisenden wird durch Manches überrascht und erlabt sich an Manchem. Es schweift voll Sehnsucht über Berg und Hügel; es versenkt sich träumend in die Schluchten der Berge; es überschaut mit Entzücken das lachende Thal; es verfolgt mit Befriedigung die Windungen des breiten Stromes; es dringt mit wunderbaren Ahnungen vom hohen Berge in die unbegrenzte Ferne, in der es anfangs die dunklen Waldgruppen, die blumigen Wiesen, die weißen Chausseen, die Dörfer und die Wohnungen der Menschen, weiter aber nur noch einzelne hervorragende Eichen und spitze Thürme unterscheidet und zuletzt nichts sieht, als die unendliche, immer heller werdende und dennoch immer mehr verschwimmende und immer mehr als gegenstandlos sich darstellende blaue Ferne.

Das Auge des Reisenden sieht aber auch Manches, an dem es nicht immer sich erlabt. Nur mit wehmüthigem Nachdenken kann es die am Horizont auftauchenden oder in größerer Nähe an ihm vorbeifliegenden Städte betrachten, mit ihren dunklen Häusern, ihren weiten Fabriken, ihren hohen Kirchen und oft noch höheren Schlössern, Palästen und Kasernen, mit allen ihren Werkstätten des Elends, des Fleißes, der Heuchelei, des Hochmuths, der Trägheit. Nur mit tiefer Trauer kann es den Blick werfen, auf die großen und weiten Schlachtfelder, die Opferstätten des Volks; wohl sieht es auf ihnen eine üppige Saat; aber wie kann es sich des Reichthums und des Segens dieser Saat erfreuen; keimt und wurzelt und schießt sie doch empor aus dem Blute so vieler Tausende von Menschen, aus dem Herzblute von Menschenopfern.

Das Auge des Reisenden kann nach solchem Blicke der Trauer sich wieder erheben an dem Anblick der verfallenen Burgen auf den Gipfeln der Berge. Der Trotz, der Uebermuth, die Zwingherrschaft die in den vergangenen Jahrhunderten auf den armen „Unterthanen" dem Volke, lastete, stehen dort oben gebrochen, vernichtet da, liegen in Trümmern.

Der Mensch wird, um ein freies, ein nicht geknechtetes Volk zu suchen, den Blick über die Wogen des weiten Weltmeers werfen.

Einer der lieblichsten Punkte für das Auge des Reisenden, möge er langsam zu Fuße die Thälre durchwandern, oder stolz zu Rosse durch die Gebirge streifen, oder im bequemen Wagen auf den Chausseen dahin rollen, oder mit dem Wogen des Dampfes die Länder durchfliegen, bleibt immer ein schöner Landsitz. In der That sieht auch das Auge der Reisenden aller Art sich überall suchend nach einem solchen um, und freuet sich, wenn es das Gesuchte gefunden hat; sei es ein fürstlicher Palast mit weitläufigen Gebäuden in weiten und großartigen Parkanlagen; sei es ein altes Schloß mit grauen runden Thürmen, mit Mauern und Gräben, sei es das einfache Landhaus mit dem blauen Schieferdach oder mit der hellen Bedachung von rothen Ziegeln, mit den grünen Jalousien hinter Flieder und Jasminen, mit dem klaren Teiche und darin den spielenden Enten, den trägen Gänsen und dem ehrenfesten Schwan. Das Auge erfreuet sich immer an einem solchen Landsitze, mag es ihn im weiten Blachfelde zwischen Wiesen und Kornfeldern finden, oder an dem Saum des dunklen Waldes erblicken, oder mag es plötzlich auf ihn stoßen an dem Abhange eines hohen Berges oder an dem Ufer eines breiten Stromes oder in der Spalte eines stillen Thales.

Auch mein Auge hat sich oft ergötzt an dem Anblicke von Schlössern und Edelsitzen herrlicher,

prachtvoller Bauart, oder köstlicher, wundervoller Lage. Aber erlaben konnte sich mein Herz nicht daran, und das Ergötzen des Auges dauerte nur eine sehr kurze Spanne Zeit.

Wenn Ihr wüßtet, wie mancher Schweißtropfen saurer Arbeit der Armen an jenen prachtvollen, leuchtenden Gebäuden, wie manche Thräne der Entbehrung und des Elendes an den dort gefeierten Festen und Gelagen klebt, auch Euer Auge würde, gleich dem meinigen, sich bald abwenden von all dem Elende, von all dem Jammer, der doch nur aus jenem Glanze, aus jener Pracht Euch entgegenblickt.

In langer, weiter Kette zog das Gebirge sich hin, zerspaltet und zerklüftet, bis oben hin mit hohem Wald, oder mit starren Felsen bedeckt. An seinem Fuße breitete die Ebene sich aus, flach und hügelig, Feld und Wiese, durchschnitten von Bächen und Wiesen, bedeckt mit Wäldern, Dörfern und einzelnen Häusern. Unter den Bäumen des Gebirges lag noch der Schnee des Winters. Das Feld der Ebene war kahl und schwarz; die Wiesen waren grau oder blaßgelb.

Dicht an dem Fuße des zerklüfteten Gebirges lag ein prachtvoller Edelsitz.

Durch eine alte Buchenallee, die von der Landstraße herführte, gelangte man hin. Sie erstreckte sich bis unmittelbar an den Hof. Der Hof war

weit, geräumig; die Gebäude des Edelsitzes faßten ihn ein.

In der Mitte lag das Herrenhaus. Es war ein Schloß; es hätte Königen zum festlichen Aufenthalte dienen können. Es war nicht mehr neu, aber es war erhalten in einem Glanze und in einer Frische, als wenn erst vor wenigen Monden der kunstsinnige Baumeister es dem reichen und mächtigen Bauherrn übergeben hätte. Seine Bauart zeigte, daß es aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aus der Zeit des französischen Geschmacks, stammte. Es war durchaus regelmäßig gebaut. Es zeigte ein großes Corps de Logis mit einer Fronte von vier und zwanzig breiten Fenstern und zwei vorspringenden Flügeln. Es war zweistöckig, ohne Souterains, doch mit Mansarden. Aufgeführt war es von dunkelrothen Ziegelsteinen; die über der Erde hervorragenden Fundamente aber, so wie die Simse der Etagen und der Fenster bestanden aus einem schneeweißen Kieselsandsteine. Das Roth und Weiß durchdrang auf solche Weise sich fortwährend in einer für das Auge gefälligen Kreuzesform. Die Beletage des Corps de Logis war in der Mitte über dem Hauptportale mit einem großen Balkon versehen, an dessen kunstvoll gearbeiteten, gewundenen und durchflochtenen eisernen Stäben, eine Menge vergoldeter Knöpfe und Rosetten glänzten. Kleinere Balkons von

ähnlicher Arbeit befanden sich zu beiden Seiten und an den vorspringenden Flügeln. In den Fenstern blinkten, selbst noch oben in den Mansarden, hohe und breite Scheiben von dem hellsten Spiegelglase. Aus der Mitte des leicht und gefällig gebauten Daches ragte ein kleiner, elegant gearbeiteter Thurm hervor, der nach den vier Weltgegenden das Zifferblatt einer Uhr mit vergoldeten Zahlen zeigte. Ein vergoldeter Engel mit Posaune prangte als Wetterfahne auf seiner Spitze.

In das Innere dieses prachtvollen Gebäudes gelangte man durch ein in der Mitte desselben befindliches großes Portal, das mit zwei kleinen Nebeneingängen versehen war. Diese Eingänge führten in eine weite Halle, welche, von Säulen getragen, durch die ganze Tiefe des Schlosses sich hindurch zog, und in welcher eine breite, geräumige und bequeme Doppeltreppe zu beiden Seiten in die obere Etage führte. Die Geländer der Treppe waren kunstvoll aus Eisen gearbeitet und mit vergoldeten Knöpfen und Rosetten geziert, ganz gleich den Balkons an den äußeren Mauern. Zwei weite Corridors führten aus dem Portale zu den Gemächern, die an der ebenen Erde lagen.

Die Lage der vorspringenden Schloßflügel war eine freie. Erst seitab von ihnen erhoben sich lange

und geräumige Nebengebäude. Sie waren blos von rothen Ziegelsteinen aufgeführt, aber fast eben so frisch und sauber erhalten, als das Hauptgebäude selbst. Ein Gebäude rechts enthielt die Wohnungen der Dienerschaft; links lag der Marstall. In weiterer Ferne befanden sich, nicht ohne Symmetrie, die eigentlichen Wirthschaftsgebäude, Remisen und dergleichen.

Der weite Platz — einen Hof konnte man ihn wohl kaum nennen — den alle diese Gebäude umfaßten, war überall mit feinem weißen Kies bedeckt.

Die Hinterseite des Schlosses stieß unmittelbar an einen großen, weit sich ausdehnenden Park, mit geraden Fahrwegen und geschlängelten Fußpfaden, mit Teichen und Hügeln, mit Boulingreens und Gebüschen, mit Alleen von Buchen, Pappeln, und Kastanien und mit großen Blumenpartieen, mit Eremitagen, mit Kiósks, mit Tempeln und mit Ruinen. Ganz dicht am Hause erhob sich in fast unübersehbarer Länge ein Orangeriehaus, das mit den in derselben Fronte liegenden weitläufigen Gewächshäusern in Verbindung stand.

Nicht weit davon lag, zwischen Obstbäumen versteckt, eine freundliche Gartenwohnung.

Es war ein Edelhof, dieser Fürstensitz!

Auf dem Edelhofe herrschte ein sehr reges, ungewöhnliches Leben. Das große Portal des Schlosses war

fast anzusehen wie ein Bienenkorb. Bedienten eilten hinein und hinaus, oder standen wartend und mit einander sprechend an den Säulen. Zwischen ihnen durch bewegten sich andere Personen, deren Kleidung und Haltung zeigte, daß sie nicht zu jener Klasse von Menschen gehörten, die man im gewöhnlichen Leben als Bedienten bezeichnet. Auf den weitläufigen Höfen rannte es hin und her, nach allen Seiten. Durch die Thore und Thüren des Marstalls drängten sich Kutscher und Reitknechte. Weiter hinten hatten die geräumigen Remisen die Zahl der Equipagen nicht fassen können; diese standen bis weit in den Hof hinein. Alles was man sah, war festlich geschmückt und geputzt. Die Bedienten strotzten in nagelneuen Livreen mit blanken Knöpfen und breiten silbernen und goldenen Tressen. Auch andere reichbesetzte und glänzende Livreen, Uniformen, sah man in Menge.

Mochte dieses Leben, dieser Schmuck, dieser Glanz auch wohl zu der Umgebung passen, in der man sie sah, so war es doch auch auf den ersten Anblick nicht zu verkennen, daß es eine besondere, und zwar festliche Veranlassung sein mußte, die sie hier zusammen gerufen hatte.

Aus einer Schlucht der weiten Bergkette ertönte ein einzelner Schuß. Bald darauf traten vier Personen aus dem Gebirge heraus in die Ebene. Sie über-

schritten die längs dem Gebirge laufende Landstraße und bogen in die Buchenallee ein, die zum Schlosse führte. Ihre Kleidung war keine festlich geschmückte, aber doch eine elegante: graue Pantalons mit Kamaschen oder langen, aber leichten Stiefeln; kurze graue Oberröcke, bis an den Hals zugeknöpft; bunte seidene Halsbinden, leicht umgeworfen; grüne Mützen mit Federn von Reihern, Auerhähnen oder Birkhühnern geziert. Zu diesem Jagdanzuge fehlte natürlich die zierliche Jagdflinte und feinlakirte Jagdtasche nicht. Eben so wenig fehlten die weiß und braun gefleckten und wohl dressirten Spürhunde.

Die vier Jäger schienen froher Laune zu sein.

Was der Kerl für einen Purzelbaum machte! sagte der Eine von ihnen, unter wiederholtem Lachen.

Nun ja, erwiderte ein Anderer, es war auch eine ganz eigenthümliche, terribel eigenthümliche, und ihm gewiß durchaus neue Elasticität, die ihn so wunderbar in die Höhe schnellte.

Es war ein feiner, schlanker, zarter Herr, mit sehr zierlich gelocktem Haar, der diese Worte sprach. Er lachte zwar gleichfalls, aber mit Anstand und mit einem Wohlgefallen, das nur aus dem Bewußtsein entstehen konnte, daß er mit Grazie zu lachen verstehe. Besonders schien er Gewicht darauf zu legen, daß er bei diesem Lachen zwei Reihen der

schönsten weißen Zähne zeigen könne. Er war der einzige in der Gesellschaft, dessen Gesicht bartlos war. Seine drei Begleiter trugen große Schnurrbärte.

Ein Zweiter von diesen begann unmäßig zu lachen; es blieb zweifelhaft, ob in derselben Erinnerung, welche die Lachmuskeln der beiden Anderen in Bewegung gesetzt hatte, oder über etwas Anderes, namentlich über den einen, zarten Herrn, der zuletzt gesprochen hatte.

Sehr eigenthümlich annehmlich ausgedrückt, sagte er. Immer bei Hof, lieber Barleben, immer der dienstthuende Kammerherr!

Ah, Sie spotten, theurer Herbart; erwiderte der Angeredete. Aber Sie wissen ja, böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.

Zum Teufel, habt Ihr gehört? rief der Herr von Herbart. Ein hochfürstlicher Kammerherr nennt den Hof eine böse Gesellschaft.

Er muß es am besten wissen! bemerkte ernst, fast trocken, der Vierte der Gesellschaft, der bisher noch nicht gesprochen hatte.

Der Kammerherr schien etwas ängstlich zu werden.

Ich bin überzeugt, meine Freunde, sagte er, daß Ihr das Ironische in meinen Worten sofort herausgefühlt habt. Auch Sie, Herr von Behr!

Allerdings! entgegnete noch trockener der Herr von Behr!

Der Kammerherr schien beruhigt.

Ich fürchte nur, lieber Brunek, fuhr er fort, der arme Mann hat zuviel bekommen.

Er richtete diese Worte an den, der sich zuerst über den Purzelbaum gefreut hatte. Es war dies ein stattlicher, etwas grob geschnittener junger Mann, von einer Länge, die selbst die des Herrn von Herbart übertraf.

Meinetwegen! entgegnete dieser junge Mann kurz.

Der Herr von Herbart setzte hinzu: Man muß sich das Gesindel nicht über den Kopf wachsen lassen.

Freilich, freilich, gab der Kammerherr von Barleben nach. Den Menschen hat ein ganz unverdientes Schicksal nicht betroffen.

Sehr richtig, Herr von Barleben, nicht ganz unverdient; also verdient! bemerkte halb spottend der Herr von Herbart.

Ich wünschte nur, sagte der Herr von Barleben, mein Freund Brunek hätte den Menschen vorher etwas gewarnt.

Das hätte mir gefehlt, unterbrach ihn der Herr von Brunek. Eine Bestie vorher warnen!

Nu, nu, er wird doch künftig Dein Unterthan.

Wenn er am Leben bleibt! fiel der Herr von Brunek lachend ein.

Der Herr von Behr aber sagte zu dem Kammerherrn von Barleben: Sie vergessen, lieber

Barleben, daß auch die Unterthanen Bestien sind. —

Freilich, freilich, gewissermaßen! gab der Kammerherr geschwind wieder nach.

Wovon sprecht Ihr? rief auf einmal dicht neben ihnen eine kecke Stimme.

Von den verschiedenen Menschenracen! antwortete rasch der Herr von Behr dem Frager.

Der Frager war ein junges, schlankes und schmächtiges Herrchen, mit zartem Flaum um das Kinn, in einer nagelneuen, glänzenden und funkelnden Offiziersuniform. Er war der Jagdgesellschaft, die er vielleicht hatte ankommen sehen, vom Schlosse her entgegen gegangen. Seine Absicht mußte gewesen sein, sie zu überraschen; denn er hatte einen Fußpfad eingeschlagen, der außerhalb der Allee neben den Bäumen herlief. Als er sie erreicht hatte, sprang er plötzlich hinter einem Baume hervor, und kehrte dann mit ihr zurück.

Auf die Antwort des Herrn von Behr erwiderte er: Immer in gelehrten Betrachtungen! Warum die Mühe? Wir wissen ja, daß der Herr von Behr studirt hat und gewaltig gelehrt geworden ist.

Richtig, sagte der Herr von Behr. Wenn Du also vor meiner Gelehrsamkeit so großen Respekt hast, so laß Dir noch eben von mir sagen, daß es einige

Menschen oder auch Menschenracen gibt, die gelehrt werden können, und wieder andere, die es nicht werden können.

Oho, Respekt? höhnte das kleine Herrchen.

Der Kammerherr nahm rasch das Wort.

Ich kann Ihnen das nicht wohl zugeben, Herr von Behr, sagte er im Tone des Belehrens. Der Schöpfer hat jeden Menschen mit Geist ausgestattet; der Mensch ist ja ein Ebenbild der Gottheit. Die größten Philosophen sind auch einig darüber, daß in einen jeden Menschen, wenn ich mich so ausdrücken darf, das gleiche Quantum von Geist, und eine gleiche Ausbildungsfähigkeit dieses Geistes hineingelegt ist. Sie dürften also, lieber Herr von Behr, nicht wohl behaupten können, daß einzelne Menschen, oder sogar Menschenracen, nicht diejenige Stufe der geistigen Ausbildung, oder wie Sie sagten, der Gelehrsamkeit zu erreichen vermöchten, wie andere.

Ha, lieber Behr, sagte der kleine Offizier, vor der Gelehrsamkeit habe ich Respekt. Was hast Du darauf zu entgegnen?

Nichts! erwiederte trocken der Herr von Behr.

Freilich, Gründe! Aber, Freund Falstaff, sie pflegen ja sonst sehr wohlfeil bei Dir zu sein, wohlfeiler als Brombeeren.

Kleiner! rief der Herr von Herbart, Du hast im Eifer des Disputirens ja ganz Deine Frage vergessen.

Ein seltener Fall bei Deiner liebenswürdigen Neugierde!

Nun, wovon spracht Ihr denn?

Wie Du hörtest, von einem Purzelbaum.

Von einem Purzelbaume?

Allerdings, und zwar von einem, der sich vollkommen messen konnte mit einem anderen, den ein Herr von Alten auf der Fähre machte!

Herbart! drohte der kleine Offizier. Aber erzählt.

Ich habe, nahm der Herr von Brunek das Wort, einem Bauern ein paar Schrotkörner in die Beine geschossen. Das ist das Ganze.

Und da machte der Mensch einen Luftsprung?

So ist es! Es ist nicht der Rede werth! sagte der Herr von Herbart, wie es schien mit einiger Ironie.

Und warum schossen Sie auf den Menschen, Herr von Brunek?

Brav, lachte der Herr von Herbart, unser neugieriger kleiner Alten ist ja ganz wieder da.

Warum, Herr von Alten? Es fiel mir so ein. Und dann, der Kerl reizte mich. Mein Tiras dort, ein vortreffliches Thier, Herr von Alten, erzeigte einem Huhne des Bauern die Ehre, nach ihm zu jagen und es todtzubeißen. Ich glaube, Herbart hatte den Hund gehetzt.

Ich glaube es auch, bemerkte der Herr von Herbart.

Der Bauer, fuhr der Herr von Brunek fort, anstatt die Ehre, die mein Hund ihm erzeigte, gehörig zu würdigen, erhob ein entsetzliches Geschrei, und drohete, den Hund mit Steinen zu werfen, wenn er ihm noch ein Huhn anrühre. Da nahm ich mein Gewehr und schoß ihm einige Schrotkörner in die Beine.

Dem Bauern, ergänzte der Herr von Barleben, der glauben mochte, der Herr von Brunek habe für das Begriffsvermögen des Herrn von Alten nicht deutlich genug erzählt.

Rehposten! setzte verbessernd der Herr von Herbart hinzu.

Nun ja, Rehposten! Was ist dabei? sagte der Herr von Brunek.

Und sodann fuhr der Herr von Herbart fort, sehe ich nicht ein, warum Du nicht ganz die Wahrheit sagst. Machen die Rehposten keinen Unterschied, worin ich Dir Recht gebe, so wird es auch nichts verschlagen, daß über den Streit wegen des Hundes der alte Invalide mit dem Kinde kam, und von Dir verlangte, Du solltest Dein Kind selbst ernähren, und daß der einfältige Bauer ihm beistimmte und der Meinung war, es passe sich für einen Edelmann

besser, seine eigene Brut zu füttern, als dem Armen das Futter für seine Brut vor der Nase wegzunehmen.

Kurz, sagte der Herr von Brunek, Sie werden einsehen, lieber Alten, daß mir unter den gegebenen Umständen nichts anders übrig blieb, als dem Menschen eine Lehre zu geben.

Der Mensch, bemerkte der Kammerherr, hatte für seine Unverschämtheit freilich eine Züchtigung verdient. Um das fremde Kind hatte er sich wenigstens gar nicht zu kümmern.

Es war ein Bauer! sagte der Lieutenant von Alten geringschätzig.

Und zwar hier vom Gute.

Ihres künftigen Schwiegervaters?

Allerdings.

Pah!

Kurz, es ist eine ordinaire Geschichte, sagte der Herr von Herbart.

Der kleine Herr von Alten deklamirte:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht sie das Herz —

Auch den Heine kennst Du, Alten? unterbrach der Herr von Herbart seine Recitation. Den Shakespeare und den Heine! Du bist ja ein ungeheuer gebildeter

Kerl! Welche sentimentale, blaugeschleierte, grauäugige Schneiderstochter hat Dich mit der Poesie bekannt gemacht?

Der kleine Lieutenant legte seine Verachtung der Bemerkungen des Herrn von Herbart durch eine kecke Wiederholung seiner Verse an den Tag.

Dem bricht sie das Herz entzwei!

Nicht wahr, Behr? rief er. Du bist ja so still heute, liebenswürdiger Behr!

Er lachte laut auf.

Gelt, Behr, das muß verdammt possirlich lauten, wenn Dir eine Dame ihre Liebe erklärt. Liebenswürdiger Behr! Geliebter Behr! Süßer Behr! Und bei dieser Liebe und Süßigkeit muß die arme Person an Bärentatzen und vielleicht gar an Bärenfett denken.

Alle lachten. Auch der Herr von Behr.

Der Herr von Barleben lispelte: Allerliebst!

Der Herr von Alten fuhr fort: Aber im Ernst, lieber Behr, ich finde Dich heute ungewöhnlich still. Was ist der Grund davon? Hast Du vielleicht kein Jagdglück gehabt?

Er bekam keine Antwort.

Oder denkst Du zu viel an Deine — ?

Er hielt inne.

Nun? fragte der Herr von Bruneck. An wen?

Pah, ich verrathe nichts.

Was könnten Kinder verrathen? sagte höhnisch der Herr von Behr.

Nun was denn? fragte naseweis der kleine Lieutenant.

Kindereien, mein Kind.

Du ereiferst Dich diesmal umsonst, liebenswürdiger, süßer Behr. Von Deinen Kindereien wollte ich nicht reden. Oder hältst Du etwa selbst Deine Theorie von den Menschenracen für eine Kinderei?

Ach, fiel schnell der Herr von Barleben ein. Es ist schön von Ihnen, Herr von Alten, daß Sie dieses Thema wieder berühren. Es ist ein Gegenstand, der mein Nachdenken oft beschäftigt hat. Ein Thema, wohl der reiflichsten Erwägung werth. Von der einen Seite steht unumstößlich der Satz fest, daß der Geist in jedem einzelnen Menschen nur ein und derselbe ist. Von der anderen Seite ist gleichwohl nicht zu leugnen, daß die Menschen auf tausend verschiedenen Stufen der Erkenntniß und der Bildung stehen, auch wenn dieselben Mittel der Ausbildung bei ihnen angewandt sind. Wer vermag dieses Räthsel zu lösen?

Ich wenigstens, sagte der Herr von Brunek, werde mir den Kopf nicht darüber zerbrechen. Ich beruhige mich bei dem, was ich handgreiflich vor mir habe. Der Bauer ist kein Edelmann, und der Edelmann ist kein Bauer. Und darum führt der Bauer seinen Pflug

oder hütet seine Schweine, und der Edelmann studirt, übernimmt hohe Staatsämter oder Kriegsposten, oder wird Kammerherr wie Du, lieber Barleben, und ich; freilich ich, ohne Dienstthuender zu sein.

Alles schön, sehr schön, lieber Brunek, sagte der dienstthuende Kammerherr. Aber warum kann der Bauer nur den Pflug führen und die Schweine hüten? Warum kann sein Geist keinen höheren Flug nehmen?

Das ist Behrs Racenunterschied, warf der Herr von Alten hin.

In der That, Herr von Behr, wandte sich an diesen der Herr von Barleben. Sie würden mich verbinden, wenn Sie die Güte hätten, mir Ihre Thorie zu entwickeln.

Sehr gern, versetzte verbindlich der Herr von Behr. Haben Sie einmal die Gewogenheit, Herr von Barleben, diesen schönen Jagdhund zu betrachten, der hier vor uns herläuft. Sehen Sie diesen schlanken und doch festen Bau; diese leichte und doch dauerhafte Construction der Beine; diesen zarten Behang der Ohren, diese feine Schnauze, diese klugen Augen, selbst diese bedeutsam bewegliche Ruthe. Halten Sie dann dagegen den grobgliedrigen, zottigen Bauernköter mit dem schmutzigen Felle, dem schiefen Maule, dem triefenden Auge, dem —.

Dem Herrn von Behr erstarb das Wort, das er eben aussprechen wollte, auf den Lippen.

Fahren Sie fort, bat der Herr von Barleben, der aufmerksam an seinen Lippen gehangen hatte.

Aber der Herr von Behr hörte ihn nicht mehr.

Eine glänzende Equipage flog an der Jagdgesellschaft vorbei, gleichfalls dem Schlosse zu. Ein schönes Gesicht, edel die Bildung, durchsichtig der Taint, leuchtend die großen Augen, sah aus dem geöffneten Fenster des Wagens. Der Blick des Auges traf in das Auge des Herrn von Behr und tödtete das Wort auf seinen Lippen.

Der Blick des Auges hatte auch die frische Farbe auf den Wangen des Herrn von Behr getödtet.

Der Lieutenant von Alten lachte laut auf.

Alten, Du wirst unverschämt! rief sehr ernst, entrüstet, und plötzlich von einer tiefen Glut übergossen, der Herr von Behr.

Aber der kleine Lieutenant hörte nicht auf, zu lachen.

Du ereiferst Dich wieder umsonst, süßer Behr, sagte er. Aber was sage ich? Süßer Behr? Rauher, ungehobelter, ungelenkter, unpoetischer Behr! Von schmutzigem Felle, von schiefen Beinen, von triefenden Augen zu sprechen, wenn das holdeste, süßeste Wesen der Erde Einem so nahe, so unmittelbar nahe ist! Geh, geh, Du ungelenkter Behr oder B—ä—r!

Wer war die Dame? fragte neugierig der dienstthuende Kammerherr.

Der Herr von Behr, an den die Frage gerichtet war, hörte sie nicht.

Behr, wer war die Dame? wiederholte der Herr von Herbart.

Ich kenne sie nicht! war die Antwort des Herrn von Behr.

Behr, Du lügst! rief der Herr von Alten mit seiner vorlauten Keckheit.

Bursch, fuhr der Herr von Behr auf. Aber er brach plötzlich ab. In seinem Gesichte zeigte sich eine Verachtung, die von etwas, das wie der Ekel der Seele aussah, getragen zu sein schien.

Selbst der kleine Herr von Alten wurde dadurch betroffen. Er schwieg.

Er schwieg wenigstens für einen Augenblick. Lange konnte dieser kleine Mann nicht schweigen, zumal wenn es galt, Jemanden zu necken oder auch zu ärgern.

Fräulein Amalie wartet auf Dich, sagte er nach einiger Zeit leise zu dem Herrn von Behr, mit einem Gesichte, das halb gleichgültig, halb boshaft zu den Worten drein sah.

In dem Gesichte des Herrn von Behr zuckte es.

Wie kaum bemerkbar das Zucken auch war, der Herr von Alten hatte es mit seinem lauernden Auge entdeckt.

Ah Behr, sagte er, ich glaube wahrhaftig, wenn sie gewußt hätte, daß ich Dich hier treffen würde, sie hätte mir — keine Grüße an Dich aufgetragen.

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, wandte er sich an den Herrn von Brunek.

Entschuldigen Sie, sagte er, ich vergaß ganz Ihnen mitzutheilen, daß während Ihrer Abwesenheit die Ihrigen eingetroffen sind.

Obligirt, erwiederte leichthin der Herr von Brunek.

Der Herr von Alten nahm den Arm des Herrn von Behr.

Ich habe Dir etwas zu sagen, sprach er heimlich. Laß die Anderen vorausgehen.

Der Herr von Behr blieb mit ihm hinter den Uebrigen zurück.

Es schien eine große Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein; er war sehr ernst, fast finster geworden.

Was hast Du mir zu sagen? fragte er den Kleinen.

Aber dieser lachte.

Ich wollte Dich nur warnen, sagte er.

Warnen? Du mich? Und wovor?

Vor Dir selbst!

Ich bin heute nicht in der Laune, Deine schlechten Witze anzuhören.

Laune? Ich habe gleichfalls oft ohne Laune die Deinigen anhören müssen. Doch lassen wir das. Im Ernst, Behr. Nimm Dich in Acht; Du stehst auf dem Sprunge, Hauptmann zu werden. Verdirb Dir Deine Carriere nicht durch blinde Leidenschaft.

Hatte er die ersten Worte ernsthaft gesprochen, so zog er die letzten auf recht frivole Fähndrichs-Weise mit desto mehr affektirtem Pathos durch die Nase.

Der Herr von Behr wollte unwillig weiter gehen.

Der Kleine hielt ihn zurück.

Im vollen Ernst, Behr, sagte er. Die Ministerstochter — ich weiß, daß Du sie nicht liebst, und ich weiß nicht, ob sie Dich liebt, ich glaube es nicht; aber ich weiß, daß sie entsetzlich eifersüchtig ist. Und wenn sie nun zufällig ein Begegnen von zwei Paar Augen sehen sollte, wie ich es so eben sah, sieh, mein alter, braver, süßer Behr, mit dem Hauptmann wäre es vorbei, rein vorbei. Das bedenk.

Alle Wetter, Behr, fuhr er leichtsinniger fort. Kanntest Du wirklich eben die Dame nicht? Man sollte kaum glauben, daß sie Dir nicht bekannt sei. Aber so renne doch nicht so. —

Der Herr von Behr schien zu den Menschen, oder nach seiner Anschauungs- oder Ausdrucksweise, zu der Race von Menschen zu gehören, die, wenn ihr Geist recht lebhaft arbeitet, zugleich unbewußt ihre Beine recht lebhaft in Bewegung setzen.

Er hatte die vorausgegangenen Gefährten schon wieder erreicht, als es den Bemühungen des kleinen Herrn von Alten gelang, ihn gleichfalls einzuholen.

Die Buchenallee war zu Ende. Die Herren befanden sich auf dem weißen Kiese des Schloßhofes. Das glänzende Schloß mit seinen weitläufigen Nebengebäuden lag vor ihnen. Sie schritten in das große Portal desselben hinein. Die betreßten Bedienten wichen ehrerbietig nach beiden Seiten zurück, und machten ihnen Platz. Sie erstiegen die Treppe, die zu den oberen Zimmern führte.

An der letzten Stufe der Treppe begegnete ihnen ein kleiner corpulenter Mann. Es war eine auffallende Erscheinung, dieses kleine Männchen. Der Bauch des Männchens schien eine unfreiwillige und in der That auch unangemessene Versetzung erhalten zu haben. Zu den langen, derben Beinen, zu der starken Brust, zu den breiten Schultern eines Obersten der Garde-kürassiere hätte er passen mögen. Zu dem kleinen Zwerge paßte er nicht. Er schien auch das Unpassende seiner Stellung sehr wohl zu fühlen, nemlich der

große Bauch; denn er dehnte und breitete sich aus, unten bis über die Kniee hinunter, und oben über die Brust hinweg bis an Schultern und Nacken hinan. Man sah an dem ganzen Manne nur den Bauch und außerdem einen Kopf und zwei sehr kleine Unterschenkel mit ziemlich breiten Füßen. Doch dürfen auch zwei lange Arme nicht vergessen werden, die ebenfalls bis über die Kniee herunter hingen. Den Verhältnissen des Bauches entsprach einigermaßen der Kopf des Mannes; er war stark und breit, und man würde ihn ebenmäßig geformt haben finden können, wenn er nicht oben zu sehr eingeplattet gewesen wäre. Das Gesicht war feist und glänzend; die kleinen schwarzen Augen lagen tief zurück; die stark gebogene Nase stand dagegen, trotz der Fettigkeit der Backen — ein solches Gesicht hat keine Wangen — desto mehr hervor. Die Augen hatten übrigens einen freundlichen Blick und der allerdings etwas dick aufgeworfene Mund hatte, wie es schien, durch Gewohnheit, den Ausdruck eines immerwährenden submissen Lächelns. Nur zuweilen schien er plötzlich von einem Zuge, wie einer umheimlichen Gewaltthätigkeit, umzogen zu werden.

Das Männchen, wie stark und wohlbeleibt es war, bewegte sich dennoch mit großer Leichtfertigkeit, fast mit Behendigkeit. Es war dieß um so mehr zu verwundern, als der Körper ganz und gar in eine

knapp anliegende, von dem überall strotzenden Golde wie zu einem Panzer gesteifte Uniform eingezwängt war. Es war die ritterschaftliche Uniform des Landes. Vier Orden, ein großer Stern und drei kleinere Kreuze prangten auf der linken Brust, — oder wenn man will, Bauchseite.

Das dicke Männchen trat den vier Jägern, von denen der Herr von Alten sich noch nicht getrennt hatte, oben an der Treppe entgegen. Das Lächeln um seine Lippen wurde sehr submiß und freundlich.

Ah, guten Morgen, guten Morgen, rief er, mit einer schrillenden Stimme, und einem etwas fremdartigen, südlich harten Accent. Die Herren sind lange ausgeblieben. Eine gute Jagd gehabt?

Brillant, Herr von Ritterholm! antwortete der diensthuende Kammerher, so süß, als wenn er auch hier im Dienste wäre.

Erfreut! Sehr erfreut! schrillte der Herr von Ritterholm.

Der Herr von Brunek aber, fuhr etwas rasch in seine Freude hinein.

Brillant? fragte er. Es war passabel, sehr passabel.

Nun, ich meine, — sagte in entschuldigendem Tone der Herr von Barleben.

Was hast Du denn zum Beispiel geschossen? unterbrach ihn der Herr von Brunek.

Ich zum Beispiel? Nichts! stotterte der Kammerherr. —

Aha!

Ich bedaure das sehr, verehrter Herr Baron, sagte fast demüthig der kleine, dicke Herr von Ritterholm. Aber glauben Sie mir, setzte er wohlgefällig hinzu, es liegt das nicht an meiner Jagd. Ich versichere Sie, es ist die beste Jagd auf zwanzig Meilen, was sage ich, auf vierzig Meilen in der Runde. Die verdammten Jäger haben mir nur in den letzten Tagen zu viel weggeschossen, zu der Hochzeit. Man will doch seinen Gästen — Ach, die Kerls sind gleich zu diensteifrig. Haben keine Nachgedanken, denken nicht an das Vergnügen meiner verehrten Gäste, nicht an der Tafel, sondern im Freien, auf der Jagd. Ich bin untröstlich.

Das Männchen sprach in kurzen Sätzen. Das Fett schien die langen Perioden schon längst in ihm getödtet zu haben.

Trösten Sie sich, Schwiegerpapa! sagte der Herr von Brunek.

Ah, ah Baron! Ich versichere Sie. Ich habe genug anbefohlen, alles Wildprett zu der Hochzeit nur jenseits der Grenze einzukaufen. Ich habe darin noble Gedanken. Man muß die eignen Jagden schonen. Aber was hilft es, wenn die Leute Einen nicht verstehen und zu dienstfertig sind?

Man muß sich, sagte der Herr von Alten, Leute anschaffen, die Einen besser verstehen und weniger dienstfertig sind.

Richtig bemerkt, lieber Baron. Richtig bemerkt. Aber mein Gott, wie soll man den Leuten noble Gedanken beibringen? Es ist doch nun einmal diese niedrige Race!

Deine Theorie, Freund Behr! lachte der Lieutenant von Alten.

Aber was ich sagen wollte, sagte der Herr von Ritterholm. Die werthen Ihrigen sind eingetroffen, Baron. Ich war entzückt. Welche Majestät, die Frau Mutter Exzellenz! Welche Grazie das gnädige Fräulein Schwester!

Mein Vater ist nicht mitgekommen? fragte der Herr von Brunek, dem die Ankunft der Seinigen angekündigt wurde.

Exzellenz sind noch zu sehr beschäftigt gewesen. Werden aber jedenfalls im Laufe des Tages nachkommen. Es waren wichtige Depeschen eingetroffen. Kein Wunder in diesen bedenklichen Zeitläufen. Aber ein schweres Amt jetzt, Premierminister zu sein! Selbst die Familie vernachlässigen zu müssen!

Ein anderes kleines Männchen, aber dünn und mager, mit schiefen Beinen, schiefen Schultern und sehr schiefem Kopfe, das kluge Gesicht etwas orientalisch

geschnitten, gekleidet in schwarze Pantalons, die aber nur bis an die Knöchel reichten und in einen schwarzen Rock, der wunderbar an dem dürren Leibe flatterte, war leise und unbemerkt dicht hinter den Herrn von Ritterholm getreten.

Herr! sagte das dürre Männchen ganz nahe an dem Ohre des Herrn von Ritterholm.

Dieser flog erschreckt auf die Seite.

Hast Du mich beinahe — rief er. Was willst Du? Sprich!

Er sprach die letzten Worte in einem schnell veränderten, gebieterischen Tone, und schlug dabei den Kopf in den Nacken. In die Brust werfen konnte er sich nicht, eben aus Mangel an Brust.

Das dürre Männchen blieb vollkommen ruhig und gleichgültig.

Ich habe mit Ihnen allein zu sprechen, sagte es kurz, ohne Rücksicht auf die Anwesenden, fast ohne Höflichkeit, in einem etwas mürrischen Tone.

Nachher, Louis! versetzte der Herr von Ritterholm.

Ich habe Eile, Herr.

Der Herr von Ritterholm schien sich in Verlegenheit zu befinden.

Ah meine Herren! Kannst Du nicht warten, Louis?

Wir wollen nicht stören, Herr von Ritterholm, sagte verbindlich der dienstthuende Kammerherr. A revoir! —

Er ging.

Auf Wiedersehen! sagten seine Begleiter und gingen ebenfalls.

A revoir, lieber Baron! rief ihnen der Herr von Ritterholm nach. A revoir, meine Herren, bis zur Tafel!

Louis, wandte er sich dann etwas strenge an das dürre Männchen.

Ich heiße Levi, sagte dieses in seinem trocknen, mürrischen Tone.

Du heißest Louis. Vor den Leuten.

Ich habe nur Einen Namen.

Und ich sage Dir, daß Du Louis heißen sollst. Und mich sollst Du Herr Baron nennen, oder Gnädigster Herr!

Um die schmalen Lippen des dürren Männchens spielte ein sehr spöttisches Lächeln.

Dich?! fragte er.

Vor den Leuten! Vor den Leuten!

Dich? Dich?

Bist Du nicht mein Diener?

So lange ich es sein will, sagte mit unverhehlter Verachtung der Diener. Wenn ich es nicht mehr sein will, dann —

Er schwieg.

Dann? Nun dann?

Der Diener schwieg.

Dann? Ich befehle Dir zu reden.

Ich will nicht.

So will ich Dir sagen, was Du dann bist. Du bist ein Narr.

Besser ein Narr, als ein —

Sprich das Wort nicht aus, rief dringend und leise der Herr von Ritterholm, indem er sich fast ängstlich nach allen Seiten umsah.

Wir sind allein, bemerkte höhnisch der Diener.

In seinem gewöhnlichen trockenen Tone fuhr er fort: Der Schmul Golkewicz ist da!

Hast Du mich erschreckt! rief der Herr von Ritterholm und er flog diesmal nicht auf die Seite, aber zurück gegen die Mauer, vor der er stand. Der Schreck, in den ihn die Worte des Dieners versetzt hatten, war so groß, daß das Gesicht plötzlich leichenblaß geworden war, und die feisten, glänzenden Backen aschgrau und schlaff herunterhingen. Der rasch entstandene Schreck ging aber eben so rasch auf fast lächerliche Weise in einen heftigen Zorn über.

Er wurde beinahe braun im Gesichte, und indem er, die Hände ballend, und leidenschaftlich damit in der Luft fechtend, gegen den alten Diener vorsprang, schrie er: Du Schuft, Du Hallunke, Du Lügner!

Warum ereiferst Du Dich? erwiderte ruhig der Andere.

Du Dieb! Du Lügner!

Warum sollte ich lügen? Ist er doch da!

Jener erschrack wieder!

Der Schmul? Der Schmul Golkewicz? Wo ist er?

Er ist bei mir! In meinem Hause!

Bei Dir? Du Verräther! Du willst mich verderben. Du willst mein Weib und Kind! Du willst mich tödten!

Du bist ein Narr!

Levichen, weist Du was?

Bin ich nun wieder Dein Levichen? Heiße ich nicht mehr Louis?

Levichen, hänge ihn auf. Vergifte ihn. Komm mit mir. Ich gebe Dir einen Strick. Ich gebe Dir Arsenik.

Und was gibst Du weiter?

Und Deinem Blümchen gebe ich die Aussteuer.

Und was gibst Du weiter?

Und Deinem Jungen den Kram.

Wirst Du endlich vernünftig?

Hat ihn Niemand gesehen, Levichen?

Kein Mensch. Er ist gekommen gekrochen durch das Gebüsch.

Und was hat er gesagt?

Komm mit und gib mir.

Komm, komm!

Er faßte das dürre Männchen heftig am Rokkragen und zog es mit sich fort in die Tiefe eines Korridors, der zu zwei Reihen von Gemächern führte.

Am Ende des Korridors begegnete ihnen eine Dame. Die Dame war auffallend geputzt. Sie trug eine Robe von schwerem, hellgrünen Seidenzeug mit schwarzen Spitzen besetzt; darüber einen kostbaren Kaschemirschaal mit sehr hellen rothen und gelben Karos; auf dem lockig frisirten Kopfe ein rosa Blondenhäubchen; in den Ohren lange Gehänge von Gold mit Brillanten besetzt, die beinahe auf die Schultern herabfielen; an dem linken Arme einen mehr als daumdicken goldnen Ring, wiederum reich mit Edelsteinen besetzt. Eine goldene Uhr, an der man mehr Edelsteine als Gold sah, hing an dem Gürtel herunter. Die Hände waren mit feinen, schneeweißen Handschuhen bedeckt; über den Handschuhen prangten an den Fingern eine Menge von Ringen, in denen die glänzendsten edlen Steine von mitunter seltener Größe gefaßt waren.

Der grelle und überladene Putz machte an sich keinen angenehmen Eindruck. Der Eindruck wurde ein geradezu unangenehmer, ein fast beklemmender, wenn man näher die Dame betrachtete, die ihn trug. Sie war schon in vorgerückten Jahren. Das gelockte Haar war nicht mehr ihr eignes. Wie elegant, selbst

kunstvoll es auch frisirt war, es war nicht sorgfältig frisirt; unter den feinen schwarzen Locken blickten schlecht verhehlt, einzelne graue Spitzen des natürlichen Haares hervor. Die Gestalt der Dame war bedeutend nach einer Seite hingekrümmt; die rechte Schulter stand höher als die linke. Die mit den schneeweißen Handschuhen bedeckten Hände waren breit; die Finger dick und kurz. Und das Gesicht der Dame — es hätte beinahe mit allen Fehlern der Figur und des Putzes aussöhnen können. Die Stirn war hoch und frei; die Nase edel geschnitten; der Mund fein geformt. Aber die großen, schwarzen Augen waren ohne Glanz; die Wangen waren tief eingefallen und quittengelb, und das Ganze war von dem Ausdrucke eines schweren inneren Druckes, einer tiefen inneren Angst überschattet.

Die Frau mußte den grellen Putz tragen; das war der erste Gedanke, der Einen bei ihrem Anblicke überfiel. Sie mußte noch mehr und noch Schwereres tragen; dieses Gedankens konnte man sich immer weniger entschlagen, je länger man sie ansah.

Die Frau trat dem Herrn von Ritterholm entgegen.

Ich suche Dich, Arthur! sagte sie.

Ihre Stimme war schüchtern, ängstlich, demüthig.

Was suchst Du mich? fuhr der Herr von Ritterholm sie hart an, indem er an ihr vorüber wollte.

Der alte Diener war stehen geblieben.

Höre die Frau! sagte er in einem entschiedenen, fast befehlenden Tone.

Der Herr von Ritterholm stand.

Was willst Du? Rede! sagte er verdrießlich.

Die Exzellenz ist mit ihrer Tochter da —

Weiß ich es doch. Mach kurz.

Sie sind schon seit einer Stunde in ihrer Stube.

In ihren Appartements! verbesserte der Herr von Ritterholm. Wann willst Du den noblen Ausdruck lernen?

Ich wollte Dich nur fragen, ob es jetzt wohl Zeit wäre, daß ich ihr mit der Elise die Aufwartung mache?

Gottes Wunder! Das ist alles? Darum hälst Du mich hier an, wie ein Räuber?

Ich soll auf den Anstand halten, verlangst Du, und ich verstehe es nicht. Habe ich doch nie gern in großer Gesellschaft gelebt.

Das weiß Gott, Aber mach, was Du willst.

Die Frau wollte sich still entfernen.

Aber dem Herrn von Ritterholm mochten jetzt andere Gedanken gekommen sein.

Margaretha — sagte er.

Nenne Dein Weib Rebekka, wie sie heißt; wenn Du mit ihr allein bist, fiel ihm befehlend der alte Diener ein.

Rebekka, sagte der Herr von Ritterholm gehorsam, und in weniger hartem Tone als bisher, beinahe

freundlich. Empfangen haben wir sie schon, als sie ankamen. Wir Beide. Die Elise war nicht mit. Das hätte sich nicht gepaßt. Jetzt mußt Du sie zu ihr führen, zu der Excellenz. Die Tochter zu der neuen Mutter. Ob es schon Zeit ist? Zeit wird es sein. Ihre Toilette werden sie gemacht haben.

Die Frau wollte gehen. Er hielt sie noch einmal zurück.

Laß Dich beschauen, Rebekka!

Er lächelte wohlgefällig.

Es steht Dir alles schön! Und wie kostbar! Du bist nach meinem Herzen. Den Schawl mußt Du Dir besser falten lassen. Er kostet zweitausend Gulden! Die Kammerjungfer muß ihn besser legen. Und die Brillanten mußt Du mehr sehen lassen. Du trägst für achtzigtausend Gulden, unter Brüdern! Du bist nach meinem Herzen! Geh!

Er schnalzte mit der Zunge, als wenn er einen Leckerbissen verzehre.

Ich muß mich doch anmelden lassen? fragte die Frau.

Versteht sich. Versteht sich.

Durch den Kammerdiener, oder durch die Kammerjungfer?

Die Frage schien den Herrn von Ritterholm in Verlegenheit zu setzen.

Gott soll mir beistehen, sagte er zögernd.

Laß sie sich anmelden durch die Schicksel! sagte mürrisch der alte Diener. Die Weiber zu den Weibern!

Laß Dich anmelden durch die Sch —, durch die Jungfer, Rebekka.

Das Ehepaar trennte sich. —

An dem entgegengesetzten Korridor lagen nebeneinander und durch eine Thür verbunden zwei eben so reich als elegant, geschmackvoll und neu eingerichtete Gemächer. In dem einen derselben war alles weiß; die Tapeten waren mit Silber durchwirkt; die Vorhänge der Fenster waren von dem schwersten weißen Seidenzeuge; Sopha, Bergeren und Stühle, weich gepolstert, waren mit dem feinsten weißen Sammet überzogen. Das Auge war fast geblendet von all dem hellen Glanze; und doch war Alles wieder sehr gefällig und wohlthuend. Das zweite Gemach war in gleicher Weise blau dekorirt und möblirt.

Eine ältere Dame hatte in dem blauen, eine jüngere in dem weißen Gemache ihren Sitz aufgeschlagen. Beide Damen waren mit ihrer Toilette beschäftigt.

Die ältere war eine hohe, stolze Figur; der Körper etwas stark, aber ohne Beeinträchtigung des gefälligen Ebenmaßes; der Nacken noch schneeweiß; die Hände zart und fein geädert. Das Gesicht voll, noch schön,

nur etwas zu roth. Sie war, unter den Händen einer Kammerjungfer, mit ihrem Anzuge fertig. Sie hatte diesen mit Sinn und Geschmack gewählt. Ein Kleid von braunrothem Sammet drängte die vollen Formen mehr zurück, als es sie hervorhob, und milderte zugleich die zu starke Röthe des Gesichts. Ein kostbarer Juwelenschmuck wiegte sich auf dem blendend weißen Nacken. Ein Diadem von Gold- und Diamantenblättern schmückte die hohe, weiße Stirn, deren beide Seiten von üppigen dunkelbraunen Locken beschattet wurden.

Die Dame trat noch einmal vor den Spiegel. Sie warf einen stolzen Blick auf die stolze Figur, die ihr aus dem Kristall entgegentrat. Sie war zufrieden. Es war kein lächelnder Blick, der dies anzeigte, aber ein gnädiger, huldvoller.

Noch zufriedener war die Kammerjungfer. Ihre Zufriedenheit drückte sich in einem wohlgefälligen, graziösen und unterthänigen Lächeln aus.

Excellenz sehen heute aus wie eine Königin, sagte sie.

Ein nochmaliger Blick der Dame in den Spiegel und ein flüchtiger, herablassender Wink der Augen schienen die Worte der Zofe zugleich prüfen und bestätigen zu wollen.

Die Dame trat durch die geöffnete Thür in das weiße Gemach.

Die jüngere Dame war hier mit ihrer Toilette noch lange nicht fertig.

Auch diese jüngere Dame war schön. Eine hohe Gestalt, aber mehr schlank als voll. Ein feines Gesicht mit einem klaren, durchsichtigen Teint. Frische Lippen. Durchaus tadellose Zähne. Ein großes blaues Auge, das herausfordernd, aber noch mehr verlangend blickte. Reiches dunkelblondes Haar, geschmackvoll in einen glatten Scheitel gelegt.

Die Kammerjungfer war noch mit ihr beschäftigt. Rund um sie her lagen auf Stühlen, Sophas und Tischen die Gegenstände der Toilette in fast verwirrender Menge und Auswahl.

Die junge Dame musterte die hereintretende Aeltere. Sie schien nicht zufrieden zu sein.

O Mutter! sagte sie, beinahe im Tone des Vorwurfs.

Nun? fragte die ältere Dame.

Mutter, wozu diese Eleganz, dieser Reichthum?

Ich denke, erwiederte die Mutter, etwas gemessen, ich bin ganz meinem Range gemäß gekleidet.

Aber wozu hier? Die Juwelen wenigstens hätte ich zurückgelassen. Sie verschwinden nur neben dem kostbaren Schmucke des schiefen Mütterchen.

Meine Tochter, man muß nie, auch nicht durch Rücksichten sich verleiten lassen, seinem Range und seiner Würde etwas zu vergeben.

Man muß aber auch nicht rivalisiren wollen, wo man nicht mit fort kann.

Rivalisiren? Wähle Deine Worte mit etwas mehr Aufmerksamkeit. Ich rivalisire mit Niemandem in diesem Lande. Mit Niemandem in der Welt; am allerwenigsten mit Leuten von — nun, von unbekannter Herkunft.

Ich werde ohne allen Schmuck erscheinen; so einfach als möglich.

Du hast darin Deinen freien Willen.

Wie wird das Fräulein erst geputzt und beladen sein! Der Vater wie ein Pfingststier. —

Amalie, sagte die Mutter verweisend.

Die Mutter, fuhr die andere fort, die Mutter wie, damit ich einen zarten Ausdruck gebrauche, der das Ohr meines Mütterchens nicht beleidigt — wie eine alte Jüdin im Juwelenladen; da muß —

Amalie, zügele Deinen Spott.

Da muß die Tochter, die Braut, doch unzweifelhaft auf ein Haar einer Judenbraut gleichen, die sie mit dem ganzen Schmuck und Reichthum der ganzen Familie behängt haben, der Schwestern und Brüder, der Tanten und Basen und Nichten. Ach, ich bin recht begierig auf die seltene Frucht, die der theuere Ottomar sich auserkoren hat, die er seiner Mutter als zärtliche Tochter, und mir als liebende Schwester zuführen wird.

Ich hoffe nicht, Amalie, daß der Neid Antheil an diesem Spotte hat.

Die Tochter warf einen vollen, triumphirenden Blick in den Spiegel, dem sie gegenüber stand.

Neid? sagte sie verächtlich.

Gestehe bei alledem, es ist hier fürstlich; die Besitzung, die Einrichtung, die Bedienung.

O ja, es hat alles schweres Geld gekostet. Der Mann ist reich, sehr reich, und Ottomars Braut ist die einzige Tochter. Darum heirathet er sie ja.

Leopoldine, sagte die ältere Dame zu der Kammerjungfer der Tochter, hole mein Taschentuch aus jener Stube.

Die Kammerjungfer entfernte sich.

Leiser sprach die Mutter zur Tochter: Schone die Verhältnisse mindestens in Gegenwart der Domestiken.

Leopoldine ist mit mir aufgewachsen. Sie kennt unsere Verhältnisse wie ich. Schonen kann man die Verhältnisse nur gegen Fremde.

Die Zofe kehrte zurück und brachte das Befohlene.

Die beiden Damen schwiegen.

Der Anzug der jüngeren Dame war geordnet bis auf die Robe.

Welches Kleid befehlen Sie? fragte die Kammerjungfer.

Sie warf einen Blick auf die Menge der eleganten und reichen Anzüge, die umher lagen und hingen.

Es ist im Grunde gleichgültig, sagte die jüngere Dame. Es paßt mir heute jedes Kleid.

Sie beschaute sich wieder im Spiegel.

Sie hatte Recht. Völlig schmucklos, wie sie dastand, und doch hoch, schlank, stolz und schön, konnte sie in jedem Anzuge des Beifalls, des Sieges, des Triumphes gewiß sein. Dennoch war sie wählig.

Befehlen Sie vielleicht jenen Rosaatlas mit dem Tarlatanüberwurf?

Nicht doch, Leopoldine. Er ist nicht mehr ganz in der Mode.

Oder das silbergraue Atlaskleid dort, mit den grauen Sammetstreifen?

Zum Diner, Leopoldine? Wohin denkst Du? Ich will ja nicht spatzieren fahren.

Das Liladamastkleid mit den matten Borden würde Ihnen gut passen.

O weh, man möchte mich darin für die Schwester meiner — neuen Schwester halten. — Gib das glatte weiße Taffetkleid her, das dort über dem Stuhle hängt.

Mein Gott, gnädiges Fräulein!

Die Jungfer schien in der That zu erschrecken.

Nun? was fehlt Dir?

Das einfache Kleid? ohne Glanz? ohne Spitzen? ohne —?

Eben darum.

Amalie, Du hast allerdings Deinen freien Willen. Erwäge indeß die Bemerkung, daß ein Verfallen in Extreme weder Würde noch guten Geschmack verräth.

Was meinen Geschmack betrifft, erwiderte die Tochter auf diese mütterliche Bemerkung mit großer Entschiedenheit, so hat er mich noch nie verlassen, und Du weißt, Mutter, er ist Gesetz in der Residenz. Mein Stolz und meine Würde aber besteht darin, wo ich bin, die Erste zu sein, sei es an Glanz oder, wenn das nicht angeht, an Einfachheit. — Gib das Kleid her, Leopoldine.

Sie ließ sich das einfache Kleid ohne Glanz und ohne Spitzen anlegen.

Und sie war schön darin; schöner als die Mutter und die Kammerjungfer erwartet hatten. Beider Blicke bezeugten das.

Auch die Blicke des Fräuleins selbst bezeugten es.

Es ist ein Glück, daß der Vater mich so nicht sieht, sagte sie.

Ich meine, er würde sich freuen. Er liebt die Sparsamkeit, wenigstens bei mir und Dir.

Die Mutter sprach diese Worte mit einer gewissen Bitterkeit.

Ich meine dasselbe, meine Mutter. Ich fürchte auch nur die Vorwürfe, die mit dieser Freude verbunden sein, oder vielmehr aus ihr hervorgehen würden.

Nach einem leisen Klopfen an der Thür trat eine sehr zierlich gekleidete Kammerjungfer in das Gemach.

Die gnädige Frau, sagte die Zofe, lassen anfragen, ob es Ihrer Excellenz der Frau Ministerin angenehm sei, die gnädige Frau mit dem gnädigen Fräulein zu empfangen.

Es wird mir angenehm sein, erwiederte die Ministerin herablassend.

Die Kammerjungfer kehrte zurück.

Auch die Kammerzofe des Fräuleins entfernte sich.

Sie wollte zwar vorher aufräumen.

Allein das Fräulein sagte naserümpfend: Wozu das? Beehrt uns vielleicht eine Fürstin?

Die Ministerin stellte sich in die Mitte des Gemachs, man konnte nicht errathen, ob mit Absicht, ob unwillkührlich. Aber ihre Gestalt wurde höher, ihr Blick stolzer; sie wollte imponiren.

Das Fräulein nahm, man blieb gleichfalls im Ungewissen, ob mit oder ohne Berechnung, eine eben so unbefangene Stellung ein, als ihr Gesicht den Ausdruck der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit zeigte. Sie trat an den Toilettentisch. Dort stand ein zierliches emaillirtes Blumenkörbchen, gefüllt mit den feinsten und seltensten Blumen des Gewächshauses. Die Aufmerksamkeit des Hausherrn hatte sie ihr zum

Schmuck für ihr schönes Haar gesandt. Sie hatte sie verschmähet, weil sie nun einmal einfach erscheinen wollte. Sie nahm jetzt die schönste junge Moosrose aus dem Körbchen, zerpflückte sie, und ließ sinnend die zarten und duftenden Blätter zur Erde fallen.

So erwartete die Mutter die neue Tochter; die Schwester die neue Schwester, die sie noch nicht kannten.

Mutter! sagte das Fräulein, leise auflachend, wie es schien nicht ohne allen Zwang.

Amalie?

Erinnerst Du Dich des Grafen Arensberg?

Wie kommst Du auf ihn? Er wird hier sein.

Ich freue mich auf ihn. Es ist doch wenigstens Ein geistreicher Mann hier. Unter seinen geistreichen Bemerkungen fällt mir eine bei, die genau für unsere Situation paßt.

Sie wäre?

Die Aristokratie der Geburt, meinte er, sei in Deutschland, gewiß aber in unserem Lande, nur noch eine verkommene Aristokratie des Geldes.

Das Geistreiche ist nicht immer wahr, liebe Tochter.

Sollte Deine künftige Schwiegertochter derselben Ansicht sein? Ich sehe sie im Geiste. Eine passabel hübsche, eine passabel gebildete, mit der höheren Gesellschaft völlig unbekannte, aber desto mehr sich einbildende, eine einzige, angebetete Tochter eines Vaters,

der ein emporgekommener Millionair ist, und einer Mutter, die zur Morgentoilette für fünfzigtausend Gulden Edelsteine trägt; sollte sie nicht den alten Stamm der Brunekś, dessen letzte Tochter nicht einmal mit einer Rose ihr Haar schmücken darf, weil der Schmuck zu reich wäre gegen ihre übrige Armuth, sollte sie diesen Stamm nicht für sehr verdorrt, für sehr verkommen halten?

Amalie, dieser verdorrte, verstorbene Stamm beherrscht dieses Land, diesen Staat.

Dieser Stamm? Indeß es sei. Wie lange wird er noch herrschen? Mein roher, unwissender Bruder—

Amalie, noch sind wir, Dein Vater, ich, Du.

Auch ich? lachte die Tochter.

Auch Du mit Deinem Geist, Deinem Charakter.

Deine Dienerin, Mütterchen. Indeß auch das sei. Ich kann immer nicht ohne einigen Verdruß an die neue Schwester aus der reichen Roture denken. Doch sie wird ja gleich erscheinen, vornehm, den Kopf im Nacken, in strohgelber Robe, mit feuerrothem Schawl, im kornblauen Hute, mit einem Juwelenschatz von hunderttausend Gulden, mit einem sehr sicheren Benehmen, ihre alte Mutter bemitleidend, die schiefe Frau, die keine Tournure hat, und durch ihre eigene Kammerjungfer sich anmelden läßt, ihre neue Mutter bespöttelnd über die paar armseligen Brillanten, mit

denen sie ihre schöne Stirne zu schmücken geglaubt hat, und die sie, die Tochter des Millionairs, nicht einmal auf den Schnallen ihrer Ballschuhe tragen möchte, und endlich über mich die Nase rümpfend und mich musternd mit der Frage, ob sie die Person, wenn selbige künftig die glatte Haut und die strahlenden Augen verloren, bei sich als Gesellschafterin dulden, oder in ein Stift einkaufen werde.

Schweig, sagte die Ministerin. Ich höre kommen.

Sie hob die hohe Gestalt höher; der stolze Blick wurde fast strenge.

Sie hat ein Recht, preßte die Tochter noch eilig und bitter hervor. Sie hat ein Recht, zu bemitleiden, zu spötteln, die Nase zu rümpfen. Die Geburtsaristokratie ist eine verkommene Geldaristokratie.

Die Thür öffnete sich.

An der Seite der hoch und bunt geputzten und mit Juwelen schwer beladenen Frau Holm von Ritterholm schritt in das Zimmer ein Mädchen von etwa achtzehn bis neunzehn Jahren, nicht sehr groß, aber fein und zart gebaut, mit einem regelmäßigen, etwas blassen Gesichte, einem ausdrucksvollen, aber wohl fast zu schwermüthigem Blicke, einer allerdings sicheren, freien, aber sehr bescheidenen Haltung. Das Ganze dieser Erscheinung war außerordentlich lieblich und gewinnend, man fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen.

Gekleidet war die junge Dame sehr einfach. Ein glattes weißes Taffetkleid umfloß die zarten Glieder. Von einem Schmuck, von Juwelen sah man keine Spur an ihr. Nicht einmal eine Blume zierte ihr schönes, aschblondes Haar.

Der gespannte, spottend lauernde Blick der Fräulein Amalie von Brunek verlor bei dem Anblick der jungen Dame wenigstens sofort den Ausdruck des Spottes. Die höhnisch aufgeworfenen Lippen zogen sich zusammen, und die schönen weißen Zähne schienen sich etwas heftig hineinzudrücken. Und während sie sich hineindrückten, wurde der Blick des Auges beinahe ein feindlicher. Es war, als wenn er die Worte ausdrücke: Warten Sie, mein ignobles Fräulein mit dem vielen Gelde, ich werde Ihnen zeigen, ob man ungestraft es wagen kann, mit dem Freifräulein Amalie von Brunek in der Toilette und sogar in der Einfachheit der Toilette wetteifern und sich gerade so kleiden zu wollen, wie sie!

Die Frau von Ritterholm trat mit ihrer Tochter auf die Ministerin zu. Sie machte zuerst schon gleich an der Thüre eine ungeschickte Bewegung des Körpers, die halb ein Knicks, halb eine Verbeugung war. Eine zweite ähnliche Bewegung machte sie auf der Hälfte des Weges, eine dritte an dessen Ende, dicht vor der stolzen Dame.

In das Gesicht der Fräulein von Brunek brachten diese Bewegungen das entflohene spöttische Lächeln zurück.

Die Ministerin stand unbeweglich. Unbeweglich wie die Gestalt, blieben die Gesichtszüge.

Ich habe die Ehre, Ihre Exzellenz —! Exzellenz, ich habe die Ehre —

Die gute, ungeschickte Frau von Ritterholm war unglaublich verwirrt geworden, nachdem sie diese Worte hervorgestottert hatte. Sie waren wahrscheinlich der Anfang der Präsentationsrede, die ihr von ihrem Gemahl war einstudirt worden. Indeß, sie hatte diese vergessen.

Auch die Verwirrung der armen Frau konnte der Ministerin keine Bewegung einhauchen. Die Frau von Brunek stand da wie eine majestätische Bildsäule des Adels, die sagen sollte: der Adel ist noch lange keine verkommene Geldaristokratie.

Fräulein Amalie von Brunek blickte triumphirend auf die Tochter der verwirrten Mutter.

Die Tochter trat vor in der ganzen Lieblichkeit und Bescheidenheit ihrer Erscheinung. Sie nahm die Hand der Ministerin, beugte sich über sie und drückte ihre Lippen darauf. Dann erhob sie das feine, blasse Gesicht mit dem traurigen Auge wie bittend, aber nicht wie flehend um Gnade, sondern wie bittend

um ein Recht, zu dem stolzen Gesichte der Ministerin empor.

Meine verehrte Mutter, sagte sie mit sanfter, weicher, aber fester Stimme. Ihre Tochter bittet um Ihre Liebe.

Ein sicheres Gefühl und ein sicherer Tackt des Benehmens leiteten gleich sehr jede Bewegung, jedes Wort des holden Wesens.

Die Ministerin beugte sich zu ihr nieder und legte ihre Lippen auf die Stirn des Mädchens.

Seien Sie mir willkommen, meine Tochter, sagte sie, allerdings ohne Herzlichkeit, aber auch ohne Hochmuth. Man hätte beinahe glauben mögen, das einfache Mädchen vor ihr habe ihr auf einen Augenblick ihre sichere Haltung genommen.

Fräulein Amalie von Brunek biß sich heftiger in die Lippen.

Sie that gleichwohl, was der Anstand erforderte. Sie trat einen Schritt vor, und als die Braut des Bruders ihr entgegenkam, breitete sie mit Anstand die Arme aus, umpfing die Entgegenkommende und hauchte einen leisen Kuß auf deren Wangen.

Ich bitte um Ihre schwesterliche Freundschaft, sagte die Eine mit Innigkeit.

Werden wir Freundinnen, erwiderte die Andere mit Anstand.

Die Frau von Ritterholm hatte durch den Anblick der Umarmung der beiden jungen Damen ihre Geistesgegenwart zurückerhalten, vielleicht auch noch etwas mehr.

Ach, wie rührend! sagte sie. Das gnädige Fräulein? Elis'chen? Wie zwei Schwestern! Gott's Wunder!

Plötzlich wandte sie sich zu der Ministerin. Sie öffnete sehr weit ihre Arme; sie spitzte die Lippen; sie erhob sich auf den Zehen.

Die stolze Frau trat einen weiten Schritt zurück.

Die Thür des Gemachs that sich rasch auf. Die kleine, dicke, vergoldete Gestalt des Hausherrn schob sich herein.

Der Herr von Ritterholm sah noch die Umarmung der jungen Damen. Auch er wurde gerührt.

Ach, ach, rief er. Das ist, nach meinem Herzen; Gott soll mir beistehen! Die ganze liebe Familie beisammen! Nur der Bräutigam fehlt noch, der Herr Sohn! Und — Gott stehe mir bei! Wie kann ich vergessen die Hauptperson, den Herrn Vater, Seine Excellenz!

Er nahete sich mit einem freundlichen, vertrauten Nicken des Kopfes der Ministerin.

Die Dame hatte schon bei dem unangemeldeten Hereintreten des kleinen Mannes die Stirn gerunzelt. Sie ging schweigend zu der Thür und zog an der

dort befindlichen seidenen, reich mit Gold durchwirkten Klingelschnur.

Der aufmerksame Hausherr folgte ihr.

Sie bemühen sich selbst? Befehlen Sie! Befehlen Sie! —

Ich bin Ihnen dankbar, Herr von Ritterholm, war die sehr kalte, zurückweisende Antwort.

Der Kammerdiener der Ministerin trat ein.

Ein einfacher Wink des Auges verkündete ihm ihren Befehl.

Er kehrte zurück.

Der Herr Sohn, theilte der Herr von Ritterholm der Ministerin mit, ist vor einer Weile von der Jagd zurückgekehrt. Er macht seine Toilette und wird gleich kommen.

Er war heute auf der Jagd? fragte die Dame, überrascht und unwillig.

Der junge Herr liebt die Jagd, und in Wahrheit, Euer Exzellenz, ich habe auch so vortreffliche Reviere, daß der erste Kavalier, was sage ich, daß Seine Hoheit selbst mit Lust darin jagen könnten.

Die Dame antwortete nicht.

Die ganze liebe Famalie stand in stummem Schweigen beisammen.

Der Hausherr rieb sich die Hände. Er schien verlegen zu sein über das stumme Schweigen. Aber nicht lange.

Wie gefällt Ihnen mein Schloß, Exzellenz? fragte er.

Es ist eine recht schöne Besitzung.

Eine fürstliche, eine fürstliche! Sie kostet aber auch fürstliches Geld, schweres Geld, Exzellenz.

So? —

Der Fürst, der frühere Besitzer — Exzellenz wissen, daß diese ganze Herrschaft — es ist eine Standesherrschaft — dem Fürsten von Pleiß gehörte, der seine meisten Besitzungen in Böhmen hat. Der Fürst wohnte in Italien und kam selten hierher. Er wünschte daher die Herrschaft zu verkaufen; aber nur an einen noblen Besitzer. Ich trat mit ihm in Unterhandlungen und wir wurden bald einig. Es war ein durchaus nobler Handel. Dem Fürsten kam es auf ein zehntausend Gulden mehr oder weniger nicht an, mir aber auch nicht. Er machte sich und mir sein Compliment über die Acquisition. Ich habe das Besitzthum erworben, wie es stand und lag, nichts davon ausgenommen, mit allen Rechten des Herrn Fürsten, auch mit dem Patronatrecht, ich habe drei Pfarren zu vergeben, und mit der Gerichtsbarkeit, und mit der großen Gemäldegallerie. Sie wurde allein auf sechzigtausend Gulden taxirt. Es ist aber auch eine Pracht, ich habe die berühmtesten Meister darin. Nur lauter Originalstücke, nichts als Originalien.

Der kleine fette Mann war erschöpft durch die lange Erzählung.

Die Ministerin antwortete ihm nicht.

Es war alles wieder stumm.

Der Hausherr überflog mit wohlgefälligem Blick die reiche und elegante Ausstattung des Zimmers. Dann wandte er sich wieder an die Ministerin.

Die innere Einrichtung des Schlosses war vernachlässigt. Natürlich, da der Fürst selten herkam. Sie war nicht mehr modern, nicht geschmackvoll. Sie werden sie jetzt bewundern, Exzellenz. Kostet aber auch wieder schweres Geld. Sechs Wochen lang ist der Herr Hoftapezierer aus der Residenz hier gewesen, mit allen seinen Leuten. Ich mußte doch mein Haus würdig ausstatten zum Empfang so vornehmer und so lieber Gäste! —

Indem er diese letzteren Worte sprach, verbeugte er sich sehr graziös, und indem er sich verbeugte, schnalzte er zufrieden mit der Zunge.

Der Kammerdiener der Ministerin meldete den jungen Herrn Baron von Bruneck.

Ein Wink der Ministerin hieß den Angemeldeten willkommen.

Der Herr Ottomar von Bruneck trat ein.

Er ging mit einer etwas leicht gehaltenen Ehrerbietung auf die Ministerin zu, küßte zuerst ihre Hand

und dann ihre Wange, und machte darauf eine kurze Verbeugung gegen seine Schwester. Um die übrigen Mitglieder der Gesellschaft schien er sich nicht zu bekümmern.

Ich hätte gewünscht, Ottomar, sagte die Ministerin etwas strenge, Du hättest selbst Deine Braut Deiner Mutter zugeführt.

Es wäre meine Pflicht gewesen, gnädigste Mutter! antwortete der Sohn in einem Tone, der anzeigte, wahrscheinlich auch anzeigen sollte, daß er aus der Verletzung der Pflicht sich eben nicht viel mache.

Der Ton schien die Mutter zu reizen.

Du warst auf der Jagd? fragte sie strenger.

Zu Befehl! Mit meinen Freunden. Auch Herr von Behr war von der Gesellschaft.

Er warf bei der Nennung dieses Namens einen herausfordernden Blick, zuerst auf die Mutter, dann auf die Schwester.

Die Mutter schwieg. Die Schwester erröthete.

Der Sohn fuhr unbefangen fort: Wir haben bei unserem Herumschweifen durch das Gebirge eine Nachricht vernommen, die auch Sie, gnädige Mutter, interessiren wird.

Ein Neigen des Kopfes gab ihm die Einwilligung der Ministerin zum Erzählen.

Der Regierungsrath von Felsen ist gefangen, theilte der Herr von Bruneck kurz, aber jedes Wort betonend, mit.

Er warf diesmal seinen scharfen, beinahe höhnischen Blick nicht auf die Mutter oder die Schwester, sondern auf die Braut.

Die Regierung wird sich freuen! sagte die Ministerin mit Anstand.

Felsen? rief das Fräulein Amalie von Brunek überrascht und erbleichend, zwar nur wenig, allein mehr als die Strenge des Anstandes es zulassen mochte.

Das Fräulein Elise von Ritterholm erbleichte stärker und zitterte sehr heftig. Sie trat näher zu ihrer Mutter und lehnte sich an sie.

Der Herr von Brunek fuhr fort: Zu beklagen ist, daß seine Ergreifung ein Menschenleben gekostet hat.

Er hat zu seinen Unthaten einen Mord hinzugefügt? fragte die Ministerin.

Nicht das. Er selbst hat sich in keinen Kampf eingelassen. Ein hübsches Mädchen hat für ihn gekämpft.

Ein Mädchen? rief die Schwester.

Ein hübsches. Und recht muthig.

Sie ist geblieben?

Sie ist geblieben. So sagt man wenigstens. Herr von Felsen selbst hat beim Beginn des Kampfes mit seinen Verfolgern sehr eilig das Reißaus genommen.

Und ist entkommen?

Nicht doch, meine Schwester. Ich hatte schon die Ehre zu sagen, daß man ihn gefangen hat. Du scheinst zerstreut zu sein.

Das Auge des Fräuleins von Brunek triumphirte.

Das Auge Elisens von Ritterholm war dem Erlöschen nahe.

Der reich galonirte Kammerdiener des Herrn von Ritterholm, leise eingetreten, nahete sich seinem Herrn und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der kleine Hausherr erhob sich sehr stolz.

In den blauen Salon! In den blauen Salon! Ich werde im Augenblick aufwarten! rief er mit lauter, anspruchsvoller Stimme dem Bedienten zu, der sich wieder entfernte.

Mit einem halb geheimnißvollen, halb freudestrahlenden Gesichte wandte er sich an die Minis..rin.

Der Herr Gemahl ist eingetroffen. Seine Exzellenz der Herr Schwager! Ich eile, ihn in meinem Schlosse zu bewillkommnen.

Er eilte fort.

Der Arme!

Er eilte den Corridor entlang, die Treppe hinunter. Der blaue Salon lag an dem unteren Corridor.

Unten an der Treppe traten den Hausherrn zwei Personen von sehr verschiedenem Aussehen an. Der Eine war ein ziemlich robuster, schon etwas ältlicher

Mann, mit einem hochrothen Gesichte, kleinen Augen und einer fast unförmlich dicken und aufgestülpten Nase. Er war festlich gekleidet, aber seine Kleidung, bestehend aus einem kaffeebraunen Frack, gelb seidener, großgeblümter Weste, purpurfarbenen seidenen kurzen Hosen, weißen seidenen Strümpfen und Escarpins mit breiten silbernen Schnallen, war außerordentlich altmodisch. Sein Begleiter war ein hagerer, blasser, noch etwas junger Mann, nichts weniger als festlich gekleidet, vielmehr in einer Reisekleidung, die aus den aufgethauten Wegen des Frühjahrs noch manche Spuren des Schmutzes an sich trug.

Die beiden Herren schienen eben sowohl dringende Eile zu haben, als der Hausherr. Der Kaffeebraune an der Spitze, hielten sie diesen an.

Verzeihen Ihro Gnaden! sagte der Kaffeebraune mit einer Reverenz, die sehr tief, aber eben so altmodisch war, wie seine Kleidung.

Der Herr von Ritterholm hatte mit besonderem Stolze den Kopf zurückgeworfen.

Ich habe keine Zeit, man lasse mich! fuhr er den Mann an, indem er zugleich eine Bewegung mit der Hand machte, daß „man“ ihm aus dem vertretenen Wege gehen solle.

Allein der Kaffeebraune verbeugte sich zwar noch tiefer, als das erstemal, gab jedoch seine Stellung nicht im geringsten auf.

Ich habe, fuhr er mit devoter Stimme fort, Ihro Gnaden hier den Herrn —

Der Herr von Ritterholm hatte mit einem schnellen Blicke die Gestalt des Fremden in der Reisekleidung überflogen. Er mochte nichts Besonderes an ihm entdecken.

Ich habe keine Zeit, sage ich Ihnen! unterbrach er den Redner.

Aber Ihro Gnaden, es ist ein Geschäft von der höchsten Importanz, was den Herrn —

Ich habe wichtigere Sachen zu thun, unterbrach nochmals, und mit seinem vollen Hochmuthe der Herr Baron von Ritterholm, nachdem er nochmals den unscheinbaren Fremden gemustert hatte.

Dieser trat vor.

Herr von Ritterholm — sagte er.

Ich bin Baron. Ich bin Baron.

Herr Baron, fuhr der Fremde mit einem leisen Lächeln fort. Ich komme allerdings in einer sehr wichtigen Angelegenheit —.

Kommen Sie morgen wieder, oder übermorgen.

Mein Herr, ich bitte, daß Sie mich nicht unterbrechen.

Der Hausherr fuhr auf.

Sie wollen mir befehlen? In meinem eignen Hause? Hier habe ich allein zu sagen.

Ein kleines Wörtchen mitzusprechen, möchte auch mir zustehen, versetzte der Fremde ruhig.

Herr Justitiarius, wandte sich der Hausherr an den Kaffeebraunen, befreien Sie mich von dem Manne.

Der kaffeebraune Mann des Rechtes war verlegen geworden.

Haben Sie die Gnade, den Herrn zu hören. Es ist der Herr Kreisrichter aus der Stadt. Er kommt in einer sehr unglücklichen Angelegenheit. Er hat Gendarmen bei sich.

Der Herr Baron von Ritterholm wurde etwas blaß. Die zurückliegenden Augen traten hervor, und schielten mit ungeheuerer Geschwindigkeit, aber auch nicht ohne Aengstlichkeit, nach allen Seiten, wahrscheinlich nach den Gendarmen, umher.

Der Herr Kreisrichter? rief er. Was wollen Sie von mir, mein Herr?

Der Ton seiner Stimme suchte seinen Blick Lügen zu strafen.

Der Versuch mochte nicht ganz gelingen. Denn der Justitiarius sagte schnell beruhigend:

Die Sache wird sich noch beilegen lassen. Noch gebe ich die Rechte meines hohen Herrn Patrons ohne Weiteres nicht auf.

Um was handelt es sich? So sprechen Sie, mein Herr!

Mein Herr Baron, nahm der Kreisrichter das Wort. Ihr künftiger Herr Schwiegersohn, der Herr von Brunek, hat heute Morgen auf der Jagd höchst freventlicher Weise, ohne alle Veranlassung, einen armen Mann erschossen. Zwar ist der Mann zur Zeit noch nicht gestorben; aber der Physikus zweifelt stark an seinem Aufkommen. Unter diesen Umständen müssen die Gerichte ihre Schuldigkeit thun, und, so hart es auch für die Betheiligten sein mag, daß es sich gerade heute, an dem Tage vor der Trauung trifft, ich konnte mich meiner Pflicht nicht entziehen, mich hierher zu begeben, um den Herrn von Brunek, wie es die Gesetze vorschreiben, zu arretiren.

Der Mann sprach seine Worte ganz in dem trocknen, ziemlich wohl gehaltenen Tone eines Juristen, der eben nur Jurist ist, doch auch nicht ohne das Streben nach möglicher Schonung.

Der Herr von Ritterholm hatte sich von seinem Schreck rasch erholt. Er sah sogar hochmüthiger aus, als vorher.

Thut mir leid, daß Sie sich zu mir bemühet haben, sagte er. Der Herr Kreisrichter hätten sich die Mühe sparen können. Der Vater ist doch näher als der Schwiegervater. Seine Exzellenz der Herr Premier- und Justizminister von Brunek sind selbst hier. Wenden Sie sich an Seine Exzellenz. Warten

Sie nur noch ein Bischen. Ich stehe im Begriff, zu dem Herrn Minister zu gehen. Ich habe Familienangelegenheiten mit ihm zu besprechen. Wenn wir fertig sind, werde ich Sie melden lassen.

Sein triumphirender Blick erwartete die vollständige Vernichtung des Gegners.

Aber der junge Richter, der sich allerdings ein wenig verfärbt hatte, erwiderte, mit Geschick seine innere Bewegung verbergend: Ich bedaure, Ihrem Rathe nicht folgen zu können. Ihnen gegenüber durfte ich die Schonung der Vorbereitung eintreten lassen. Der Herr Minister ist mein Vorgesetzter. Ihm gegenüber darf ich nur die Strenge meines Dienstes kennen. Ich muß Sie daher ersuchen, Herr Baron —

Sie wollen mich ersuchen, mein Herr? Sie haben mich gar nicht zu ersuchen. Ich bin hier Herr; ich bin hier Gerichtsherr. Ich habe meinen eigenen Gerichtshalter. Ich werde Sie arretiren lassen. Wofür habe ich die Gerichtsbarkeit?

Zudem, fiel der Gerichtshalter ein, ist auch die That in dem Jagdrevier des gnädigen Herrn Barons, also jedenfalls innerhalb der Grenzen von Hochdero Gerichtsbarkeit verübt worden.

Sie vergessen, meine Herren, bemerkte der Kreisrichter, daß das Gut nicht den Blutbann hat. Der Blutbann gehört der landesherrlichen Gerichtsbarkeit

an, die ich hier verwalte. Und da es sich nun um eine Tödtung handelt —

Noch ist Vulneratus am Leben! rief der kaffeebraune Gerichtshalter.

Aber in agone, und der Artikel 106 unseres Strafgesetzbuches besagt —

So lange der Tod nicht eingetreten, ist nur ein Conat da, und den Conat bestraft das Gesetz nicht mit dem Tode.

Aber der Tod kann jeden Augenblick eintreten.

So warten Sie das ab.

Das Gesetz fordert indeß schon jetzt Vorkehrungen.

Die beiden Beamten waren in großen Eifer gerathen.

Zwei Herren waren unbemerkt näher getreten. Der Eine, schon etwas ältlich, aber noch in voller, ungeschwächter Körperkraft, war eine jener Persönlichkeiten, zu denen man sich gleich beim ersten Anblicke hingezogen fühlt. Das Gesicht zeigte Geist, Charakter, Entschlossenheit; ein gutmüthiger, etwas neckischer Zug um den Mund erweckte Vertrauen. Der Andere, gleichfalls nicht mehr ganz jung, fiel besonders auf durch lebhafte, etwas wild umherschweifende große blaue Augen, durch sein lang flatterndes blondes Haar, und durch seine Kleidung, indem er den Hals blos trug, und den, freilich sehr feinen

Hemdkragen über den Kragen des Rockes zurückgelegt hatte.

Was gibt es denn hier? fragte der ältere Herr mit einem listigen Blicke. Wo zwei Diener der Themis beisammen sind, da ist doch Streit. Selbst bis an die Stufen des Traualtars bringen sie mit ihrem Hader, sie, die Priester des Friedens.

Gut, daß Sie da sind, lieber Schrader, rief der Hausherr. Befreien Sie mich von diesem Herrn da. Ich bin eilig; ich muß zu meinem Schwager, dem Herrn Premierminister. Er wartet schon lange auf mich.

Aber was gibt es denn hier, alter Freund und Baron!

Was es gibt? Was es gibt? Der Herr Richter hier will meinen Schwiegersohn arretiren, weil er einen Bauern erschossen habe. Auf der Jagd, auf m e i n e r Jagd? Es ist die Sache m e i n e s Justitiarius. Habe ich nicht Recht?

Ei, ei, sagte der Herr Schrader. Sie haben vielen Muth, Herr Kreisrichter. Im Angesichte des Herrn Premierministers, des Vorgesetzten, den Sohn arretiren zu wollen!

Die Pflicht darf sich nicht durch Rücksichten zurückschrecken lassen! antwortete der junge Mann nicht ohne Selbstbewußtsein.

Der Herr mit dem bloßen Halse drückte schweigend, aber mit einem vielsagenden Blicke die Hand des Kreisrichters.

Der Herr Schrader nahm eine Prise und wiederholte: Viel Muth! Viel Muth! Aber was werden Seine Exzellenz dazu sagen?

Seine Exzellenz werden meinem Verfahren sicher beitreten.

Ha! Eine Römerseele, Seine Exzellenz! Lieber Doctor, wie hieß doch jener Römer, der den eignen Sohn zum Tode verurtheilte?

Brutus! antwortete der Mann mit dem bloßen Halse, an den die Frage gerichtet war.

Ich werde mich an Ihre Exzellenz, die Frau Mutter wenden, sagte der Herr von Ritterholm.

Der Wettstreit edler Gefühle würde noch edler werden, mein würdiger Freund!

Aus dem Korridor kam ein hochgewachsener Herr, von stolzer Haltung, mit einem ernsten, fast strengen, geheimnißvollen und vornehmen Gesichte, einfach schwarz gekleidet, aber einen großen Stern auf der linken Brust.

Einer der reich betreßten Bedienten des Schlosses ging ehrerbietig vor ihm her. Er schien den Herrn zu führen.

Der Hausherr, als er den Herrn erblickte, entsetzte sich beinahe.

Das kommt davon! Das kommt von den dummen Streichen! rief er erzürnt.

Er eilte dem Herrn entgegen.

Exzellenz! Herr Schwager! sagte er. Verzeihen Sie mir! Ich wollte thun meine Schuldigkeit. Ich war auf dem Wege zu Ihnen. Dieser unglückliche Aufenthalt! —

Er verbeugte sich tief.

Der Herr mit dem Ordensstern erwiderte die Verbeugung kalt, gnädig.

Der Herr von Ritterholm fuhr fort:

Im Augenblick! Im Augenblick werde ich stehen zu Befehl.

Mit vornehmem Blick wandte er sich dann zu dem Kreisrichter.

Sie sehen, mein Herr, daß es hier jetzt wichtigere Geschäfte gibt. Kommen Sie ein ander Mal wieder.

Der Kreisrichter stand etwas verlegen.

Der Herr Schrader warf einen forschenden, erwartenden Blick auf ihn.

Das Auge des Doctors mit dem bloßen Halse flammte.

Der Justitiarius mit der feuerrothen Nase machte dem Rücken des Herrn Premierministers devote Bücklinge.

Der Minister wollte vorbeigehen, ohne die Gesellschaft eines Blickes zu würdigen.

Der Doctor mit dem bloßen Halse sprang ihm hastig in den Weg.

Exzellenz, rief er, im Namen der Menschheit, bei dem ewigen Gott, gehen Sie nicht!

Der Minister sah verwundert auf den Mann mit dem flatternden Haare und dem bloßen Halse herab.

Was ist? Was ist? fuhr der Hausherr auf.

Der Doctor fuhr fort: Exzellenz, zeigen Sie der Welt, was Gerechtigkeit ist. Ihr Sohn hat einen Mord verübt!

Der Minister blieb stehen.

Was will der Mann? fragte er den Herrn von Ritterholm.

Es ist ein Unglück, freilich! erwiderte dieser, durch das plötzliche Intermezzo außer Fassung gebracht.

Er faßte sich jedoch schnell wieder.

Es ist aber ein kleines Unglück. Es läßt sich repariren. Der Mann ist nur mein Unterthan.

Und mein Sohn? —

Er hat ihn freilich getroffen! Das Unglück ist aber nicht groß.

Es ist ein vorbedachter Mord! rief der Doctor.

Meine Herren, sagte der Minister mit einem ruhigen Anstande, der dem seiner Gemahlin nichts nachgab. Lassen Sie uns in mein Zimmer eintreten.

In den blauen Salon! In den blauen Salon! rief der Hausherr.

Der Minister schritt mit sicherer Würde zurück in den Korridor, in den blauen Salon.

Die Anderen folgten ihm.

Was ist geschehen? Erzählen Sie jetzt! sagte der Minister mit strenger Miene.

Der Kreisrichter trat unerschrocken vor.

Exzellenz, Ihr Herr Sohn —

Ihr Name?

Soden!

Sie sind Kreisrichter hier? Ich erinnere mich.

Zu Eurer Exzellenz Befehl.

Sie wurden von mir angestellt, gegen den Bericht des Hofgerichts.

Eurer Exzellenz Gnade werde ich fortwährend —

Zur Sache.

Eurer Exzellenz Herr Sohn hat heute Morgen auf der Jagd einen Bauern, der den Jagdhund der Jäger zu erschlagen gedrohet hatte, durch einen Schuß mit Rehposten so erheblich verwundet, daß der Physikus, der sofort herbeigerufen wurde, das Leben des Verletzten aufgibt.

Mein Herr, Sie sind der Ueberbringer einer für mich schrecklichen Kunde. Dem Vaterherzen das! Und an diesem Tage!

Ich bedaure tief —

Sie sind Richter. Sie haben Ihre Pflicht zu erfüllen.

Mein Amt ist mir nie schwerer geworden, als heute.

Sie müssen es erfüllen; unnachsichtig.

Die Miene des Ministers wurde außerordentlich strenge.

O edler Mann! rief der Doctor mit dem bloßen Halse.

Er wollte die Hand des Ministers ergreifen.

Der Minister zog die Hand zurück.

Das schöne Gefühl des Doctors litt nicht darunter.

Schrader, rief er, ohne Rücksicht auf irgend welchen Respeckt. Schrader, Du hattest Recht, eine Römerseele! Bei dem ewigen Gott!

Ruhig, Doctor! gebot Schrader.

Wo ist mein Sohn? fragte der Minister.

Bei den Damen oben! erwiderte sehr kleinlaut der Herr von Ritterholm.

Der Minister wandte sich wieder an den Richter.

In welcher Weise wollen Sie verfahren?

Exzellenz, der objective Thatbestand steht vollständig fest. Die Thäterschaft ist durch Zeugen constatirt.

Sie wollen zur Haft schreiten?

Nach Vorschrift der Gesetze —

Haben Sie einen anderen Punkt erwogen, Ihre Kompetenz?

Vollkommen.

Wenn ich nicht irre, Herr von Ritterholm, so hat diese Herrschaft auch die Criminaljurisdiction.

Gewiß, gewiß, und ich habe schon —

Mit Ausnahme des Blutbanns, fiel der Kreisrichter ein.

Allerdings. Sie wollen jedoch nicht übersehen, daß einerseits der Verwundete noch lebt, daß andrerseits die Absicht zu tödten bei dem Thäter noch keinesweges erwiesen ist, und daß endlich jedenfalls dem Ortsgerichte der erste Angriff zusteht.

Allerdings, sagte diesmal der Kreisrichter, aber wahrlich nicht mit der Ueberlegenheit des Ministers, sondern ziemlich verlegen.

Allerdings! rief zugleich triumphirend der Justitiarius, mit einem sehr tiefen Bücklinge. Ich habe dasselbe gesagt, Ihro Exzellenz! Ganz meine unterthänigsten Gedanken! Und ich werde auf meinem Rechte, auf dem Rechte meines hohen Herrn Patrons bestehen. Der Casus gehört mir, mir allein.

Ich bin allerdings ihrer Meinung. Indeß ich greife nicht in den Gang der Justiz ein.

Indem der Minister diese Worte sagte, machte er eine Handbewegung, als wenn er die vor ihm Stehenden entlasse.

Der Kreisrichter kämpfte noch eine Weile mit sich selbst. Manche Menschen verlieren, wenn ihnen nur recht entschieden und überlegen entgegengetreten wird, in dem Augenblicke die Gründe auch für ihr klarstes Recht. Gleich nachher fallen sie ihnen wieder bei. Sie sind dann nur wieder mit sich uneins, ob sie sie noch hinterher vorbringen sollen oder nicht. In einer solchen Lage schien der gute Richter zu sein.

Nachdem sein Kampf zu Ende war, sagte er mit einer tiefen Verbeugung: Ich empfehle mich Eurer Erzellenz zu fernerer Gnade.

Er ging.

Der Justitiarius nahm zuversichtlicher das Wort: Darf Euere Erzellenz ich unterthänigst um weitere Verhaltungsbefehle bitten.

Der Minister sah ihn groß an.

Ich wiederhole, ich greife nie in den Gang der Justiz ein, am wenigsten hier. — Herr von Ritterholm, begleiten Sie mich.

Er verließ den blauen Salon. Der Hausherr folgte ihm.

Die Anderen kehrten zu der Halle zurück.

Adebar! sagte Schrader zu dem Doctor.

Schrader?

Wie hieß jener edle Römer?

Brutus!

Heißt Brutus nicht zu deutsch ein — Esel?

Meinetwegen.

Adebar, hast Du Dir aus der Geschichte da schon die Moral gezogen?

Es lohnt nicht der Mühe.

O doch, sehr. Die deutschen Minister sind keine Brutusse! Das ist eine recht hübsche Moral.

Das habe ich längst gewußt.

Sie sind also auch keine Esel, Hast Du auch das längst gewußt?

Ha, Schrader, es werden andere Zeiten kommen. Sie müssen kommen.

In denen die deutschen Minister Esel werden?

Diese Brut der Aristokratie muß vernichtet werden.

Um einer anderen Platz zu machen?

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Diese drei Worte müssen fortan das Symbol des Lebens der Völker bilden.

Amen!

Draußen vor dem Portale des Schlosses entstand ein Auflauf. Die Bedienten stürzten von allen Seiten nach einem Punkte hin zusammen. Man hörte Drohen, Schimpfen, höhnisches Gelächter, mittendurch aber immer eine klagende, weinende, manchmal auch heftig aufschreiende weibliche Stimme.

Eine Bauerfrau mit zwei Kindern wollte gewaltsam den Eingang in das Schloß erzwingen. Die Frau war in den mittleren Jahren, und eine jener Gestalten, die man auf dem Lande so häufig findet, und die man doch nie ohne tiefen Schmerz ansehen kann. Wohl sagt man, daß die Arbeit stärke und kräftige. Aber sie entnervt auch und vernichtet zuletzt, wenn sie zur täglichen Anstrengung wird und mit täglichen Entbehrungen verbunden ist. Das kräftige Mädchen hat von frühester Kindheit an gearbeitet; sie hat der Mutter, sie hat der Hausfrau, sie hat in der Wirthschaft, sie hat im Felde, auf dem Acker, in der Wiese geholfen, rastlos, mit Anstrengung ihrer Kräfte, mit saurem Schweiße. Aber sie hat mit keinen Sorgen und keinen Entbehrungen zu kämpfen gehabt, und ihre Kräfte hatten sich gestärkt, ihr Körper war voller, sehniger, elastischer geworden, ihre Wangen blühender, ihr Geist frischer. So gab sie einem munteren, flinken Burschen ihre Hand. Sie arbeitete fort, an der Seite des Gatten; sie arbeitete mit neuen Kräften und mit verdoppelter Lust; denn sie arbeitete jetzt vereint mit dem Manne, sie arbeitete für den eignen Hausstand, für sehnlich erwartete Kinder. Sie gebar ein Kind. Sie war ohne Pflege; denn eine Magd konnte sie nicht halten, und eine Kinderfrau oder Amme kennt der „geringe Mann“ nicht, am allerwenigsten auf dem

Lande. Schon am fünften oder sechsten Tage, vielleicht noch früher, rief die Arbeit sie schon wieder. Sie mußte das Bett verlassen, sie mußte wieder arbeiten, wie zuvor. Dazu kam die neue Sorge für das Kind. Des Morgens um vier Uhr war sie schon am Dreschen oder am Flachs- oder Hanfbrechen, und wenn sie am späten Abend die müden Glieder kaum zur Ruhe gelegt hatte, verlangte das weinende, von Schmerzen geplagte Kind herumgetragen zu werden, um wieder schlafen zu können. Der vermehrten Arbeit gesellte sich die vermehrte Sorge zu. Für die Niederkunft, für das Kind hatte man Manches anschaffen müssen. Das mußte durch Arbeit wieder eingebracht werden. Zu der vermehrten Sorge gesellte sich die vermehrte Entbehrung. So erschlaffte der kräftige, blühende Körper; die Wange wurde bleich, das Auge hohl, die Nase wurde lang und spitzig, die Backenknochen traten schroff hervor; die Arme verwelkten, die blühende Frau verfiel. Sie verfiel um so mehr, je mehr das Kind an der Brust der Mutter die letzten Kräfte der Mutter aufzehrte, und seinerseits wieder kräftig und blühend wurde, um künftig dem nemlichen Schicksale zu verfallen, wie die Mutter. Bevor das Kind noch laufen konnte, war schon ein zweites da, und es wuchsen die Mühen, die Sorgen, die Entbehrungen.

Die Frau wurde immer hagerer, bleicher, elender. Man konnte sie nicht ansehen ohne Erbarmen, ohne

Jammer. Der Vornehme, der Reiche freilich wandte sich mit Abscheu von ihr ab. Ah, pfui, das beleidigt ja das ästhetische Gefühl! Sie nennens ästhetisches Gefühl, diese Menschen, wenn sie einige auswendig gelernte Worte schwatzen und für das Elend des Volkes kein Herz haben.

Hager, bleich, hohläugig, war die Frau, die mit dem Schwarm der drohenden, schimpfenden und höhnenden Bedienten um den Eingang in das Schloß kämpfte. Aber man sah hinweg über diese Zeichen des Elends, wenn man die lauter redenden, die zum Himmel rufenden Zeichen des Schmerzes, des wilden, tobenden Schmerzes, der Verzweiflung sah.

Das kleinste Kind trug sie an der Brust; das ältere ging, an ihrer Schürze sich festhaltend, neben ihr.

Schrader sah die Frau. Er theilte den Troß der Bedienten.

Was will die Frau hier?

Eine Menge Stimmen antworteten; einige ehrerbietig, andere schreiend, andere spottend.

Sie will zum gnädigen Herrn!

Zu der Fräulein Braut!

Zu dem Bräutigam!

Mit ihren Rangen!

Eine unverschämte Weibsperson!

Auch die Frau antwortete.

Ja, ich will ins Schloß! rief sie. Mit meinen Kindern! Ich will sie ihnen hinbringen. Ich will sie verfolgen, bis an ihre goldenen Tische, bis an den Richterstuhl Gottes.

Spreche Sie ruhig, Frau! Was will Sie?

Einer der Bedienten antwortete statt der Frau.

Sie behauptet, ihr Mann sei von dem Bräutigam des gnädigen Fräuleins erschossen, und nun will sie ins Schloß dringen.

Ich will mein Recht haben, rief die Frau. Sie haben mir meinen Mann gemordet. Gemordet haben sie ihn. Sie haben sein Blut vergossen, und wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden, das steht in der heiligen Schrift und in dem Gesetze, und die Menschen sollen die Schrift und das Gesetz heilig halten. Gemordet haben sie mir meinen Mann, und meinen Kindern hier den Vater. Wer soll die armen Würmer jetzt ernähren!

Sie erblickte den Gerichtshalter, der neugierig mit herbeigekommen war, aber bei der Erinnerung der Frau an die Heilighaltung der Gesetze sich leise davon schleichen wollte.

Da ist der Richter! rief sie. Bleiben Sie stehen, Herr Gerichtshalter. Laufen Sie nicht davon. Sie sind hier Richter. Bei Ihnen will ich klagen. Sie müssen meine Klage annehmen.

Der Justitiarius blieb stehen.

Heute habe ich keine Zeit, sagte er barsch. Heute ist kein Gerichtstag. Komm ein andermal wieder.

Kein Gerichtstag? Ein andermal? Wenn mein Mann verfault ist, wenn meine Kinder verhungert sind, wenn mir die Zunge lahm geworden ist von Jammern und Wehklagen, dann ist wohl Gerichtstag, dann soll ich wohl wiederkommen!

Der Doctor mit dem bloßen Halse sprang vor.

Herr, rief er, thun Sie hier Ihre Pflicht. Ich mahne Sie bei dem ewigen Gotte!

Ich denke gleichfalls, sagte Schrader zu dem Justitiarius, Sie weisen die Frau nicht so zurück. Den höchstgerechten Herrn Minister möchte der Eklat, den die Sache sonst geben kann, nicht sehr angenehm afficiren.

Der Gerichtshalter wurde etwas kleinlaut.

Was willst Du denn eigentlich? wandte er sich an die Frau.

Klagen will ich! Verklagen will ich den Mörder meines Mannes. Die Kinder will ich ihm bringen, denen er den Vater genommen hat. Er soll sie ernähren, der Mörder, der Falschschwörer, der sein eigen Kind der Armuth auf den Hals wirft.

Aber Frau, noch lebt ja Dein Mann!

Gott erbarme sich solchen Lebens. Den morgenden Tag wird er nicht mehr sehen.

So warte bis morgen, bis er todt ist. Dann können wir eine vernünftige Klage aufnehmen. Dann steht alles klar und sicher fest. Du weißt dann, worauf Du Deinen Klageantrag zu richten hast, und es sind keine Einreden mehr zu fürchten. Glaube mir, Deine Sache steht dann besser. Ich muß das doch verstehen.

Die Frau hatte trotz ihres Schmerzes den Mann mit der feuerrothen Nase ruhig angehört. Ihr Zorn drohete einen neuen, heftigeren Ausbruch.

Schrader kam ihm zuvor.

Kennt Sie mich, Frau?

Herr Schrader, wer sollte Sie nicht kennen?

Komme Sie mit mir, Frau. Sie sieht, daß hier, wo man den Tod Ihres Mannes als Ihr Glück betrachtet, nicht viel für Sie zu machen ist. Vertraue Sie sich mir an! Zunächst wollen wir für Ihren Mann sorgen. Wir werden dann auch das Andere finden.

Adebar, wandte er sich an den Doctor, entschuldige mich, wenn man mich an der glänzenden Tafel da oben vermissen sollte. Gib irgend einen Grund an.

Ich begleite Dich, Schrader.

Du bleibst hier. Mir würde das Essen nicht schmecken, so lange ich diese arme Frau mit ihren Kindern und ihrer Verzweiflung allein und verlassen wissen müßte. Enthusiasten wie Du, wissen sich leichter in das Schicksal einer glänzenden Tafel, feuriger Weine und geistreicher Unterhaltung zu finden.

Meinen Wagen vor! befahl er einem der Bedienten des Schlosses.

Der Wagen fuhr vor.

Schrader selbst hob die Bäuerin mit den Kindern in die Equipage.

Der Wagen rollte fort.

Der Troß der Bedienten sah ihm verwundert nach. Der Mund stand Allen offen; aber Keiner lachte oder spottete. Manchem von ihnen, der in seinem gegenwärtigen Wohlleben der Seinigen längst vergessen hatte, mochte plötzlich das Bild der arbeitenden und entbehrenden Mutter, der verlassenen, hungernden Schwester vor die Seele treten.

Doch — eine helle Glocke ertönte durch die weiten Räume des Schlosses und oben an der Treppe rief der Haushofmeister mit lauter Stimme: Es ist angerichtet!

Der Schwarm der Bedienten flog auseinander. Jeder eilte fort auf den ihm schon vorher angewiesenen Platz.

Der Gerichtshalter und der Enthusiast folgten langsam.

Der Gerichtshalter rieb vergnügt die breiten Hände.

Der Enthusiast rief laut vor sich hin: Es muß anders werden! Bei dem ewigen Gott, es muß anders werden!

Wenn man die große Halle des Schlosses durchschritten hatte, so trat man durch ein weites Thor, unmittelbar in den Park, der an der Hinterseite des Schlosses sich ausdehnte. Dieses Thor gewährte nicht den einzigen Eingang in den Park. Die Parterrezimmer des Schlosses, die nach dem Park hin lagen, waren so eingerichtet, daß jedesmal eins um das andere mit einer Fensterthür versehen war, die ins Freie führte. Man gelangte durch diese zuerst in eine kleine, mit Blumen und Gesträuch geschmückte Gartenpartie, und aus dieser sodann in einen breiten Fahrweg, aus welchem die vielen, nach allen Richtungen in das Innere des Parkes führenden Wege ausliefen.

Gleich rechts vom Schlosse lag das große Orangeriehaus. Es war ein sehr geräumiges, breites und langes Gebäude, mit hohen, hellen Bogenfenstern und hoher, gewölbter Decke. Der Schloßherr hatte es zu der Hochzeitsfeier in eine Art von Zauberschloß

umwandeln lassen. Es war in seiner ganzen Länge, von einem Ende bis zum anderen, mit den Bäumen des Südens besetzt. Die Bäume standen aber heute nicht in ihren gewöhnlichen zwei geraden Linien parademäßig aufgerichtet, sondern in den verschiedenartigsten Gruppen durcheinander. Auf den ersten Blick hätte man diese Gruppen blos zufällig, vielleicht nur etwas phantastisch finden mögen. Aber bei näherer Betrachtung sah man eine Aufstellung, die allerdings von einer kühnen, springenden, aber stets durch Geschmack und Urtheil gemäßigten Phantasie geleitet und selbst nach einem gewissen Systeme ausgeführt war. Der Künstler, dem die Schöpfung ihren Ursprung verdankte, mußte sich die Herstellung eines Palastes mit einer Menge von in einander laufenden Gemächern zum Ziele gesetzt haben. Jedes einzelne Gemach, jeder einzelne Theil des Palastes war lediglich durch die fremden Gewächse gebildet. Hier bildeten diese ein Entree, dort einen Empfangsalon, dort ein freundliches Erkerstübchen, dort ein stilles rundes Thurmgemach, dort heimliche Nischen, dort zum süßen Plaudern der Liebe einladende Grotten. Aus den Nischen und Grotten gelangte man in einen weiten, großen, runden Saal, in dessen Mitte ein Springbrunnen seinen hohen und mächtigen Strahl fast bis an die Decke des Gebäudes trieb.

Es war Abend. Aber in allen Gemächern und Räumen herrschte die volle Tageshelle. Den weiten Saal erhellten große silberne Kronleuchter, die, geziert mit kostbaren Kristallkugeln, von der Decke herunterhingen. Die Beleuchtung der anderen Räume war kunstvoll dem Auge entzogen. Sie war versteckt hinter Zweigen, hinter Blättern, hinter Blüthen. Man sah kein einziges Licht, aber man empfand überall die klarste, die wohlthätigste Helle.

Der Eintritt in den beleuchteten Zauberpalast war überraschend. Man übersah ihn überall in seiner ganzen Länge. Der Blick, von dem zauberhaften Lichte nicht geblendet, sondern getragen, reichte von dem einen Ende zu dem andern. Er übersah tausend Schönheiten, aber das Schönste ahnte er. Er sah die grünen glänzenden Blätter der südlichen Bäume in ihrer wundervollsten Beleuchtung; er sah die leuchtenden Blumen der Granate; er sah zwischen der schneeweißen Blüthe der Orange die dunkelgrüne halbreife und die tief goldene vollreife Frucht an demselben Baume, an demselben Zweige. Er sah die wunderbar glänzende und leuchtende Pracht der Kaffee- und Gummibäume, des Zuckerrohrs, der majestätischen Palmen. Er sah zwischendurch Ketten von braunen und rothen Schlingpflanzen und die bunteste Blumenpracht aller Zonen. Das Alles sah das Auge in der Nähe. Aber all

dieser Glanz der Nähe, getragen von dem wundervollsten Dufte, den ein südlicher Himmel auszuhauchen vermag, konnte die Ahnung nicht fesseln, die immer weiter zog und drängte, bis man das Ganze zum herrlichsten Genusse, zur unverlöschlichen Erinnerung in sich aufgenommen hatte.

Und hatte man das Ende erreicht, so stand man vor einer neuen Verzauberung. Durch eine hohe breite Pforte stand mit dem Orangeriegebäude ein Gewächshaus in Verbindung. Es war ebenfalls lang, breit und geräumig, aber es war niedriger als jenes. Doch bemerkte man kaum die niedrige Decke. Man glaubte sich in der freien Natur zu befinden, aber in einer fremden, in einer wunderbar fremden Natur. Unter dem Glase, womit das Ganze, nach den Seiten wie nach oben, eingefaßt war, wandelte man zwischen den üppigsten Blumen und Gewächsen des Nordens und des Südens, des Frühlings, des Sommers, des Herbstes. Man ging durch Grotten, durch Gärten, durch Gebüsche, man kam vorbei an kleinen Springbrunnen, an Wasserfällen, an Bächen. Man sah alles in derselben kunstvollen, hellen und doch magischen Beleuchtung, wie das Orangeriehaus, das man so eben verlassen hatte. —

Die Tafel war aufgehoben. Sie hatte sich bis in den späten Abend hineingezogen. Der Arme ruhet

auf wenige Minuten aus, wenn er sich an sein armes Mahl setzt, das ihm kaum den Hunger stillt. Der Reiche hat viele Stunden nöthig, um an reichen und üppigen Mahlen sich zu ermüden. Der Arme schleppt den steifen Körper sogleich wieder zu der sauren Arbeit, wenn er den hölzernen Stuhl verläßt, auf dem er sein Brod verzehrt hatte. Der Reiche, wenn er von der Tafel aufsteht, sucht einen Ruheplatz, auf dem er nach der schweren Arbeit die müden Glieder ausstrecken kann.

Die Tischgesellschaft begab sich in das Orangeriehaus. Die Damen waren vorangegangen. Die Herren folgten später, und in einzelnen, kleineren Gruppen. Die schwere Champagnerflasche mit dem leichten, schäumenden Weine des Auslandes und die leichte Rheinweinflasche mit dem schweren, alten Gewächse des vaterländischen Stromes hielten manchen tapferen Zecher zurück.

Es war eine große Gesellschaft, die der Schloßherr zu dem Hochzeitsfeste versammelt hatte. Er hatte seine ganze Nachbarschaft geladen, und einen großen Theil des Adels des Landes, der mit der Familie des Bräutigams, einer der ersten des Landes, durch Verwandtschaft, Schwägerschaft, Freundschaft verbunden war.

Die schönen Augen der Damen waren überrascht, entzückt über den Glanz, über die Pracht, die in dem

Orangeriehause ihnen entgegenstrahlte. Der Glanz und die Pracht des Orangeriehauses wurde gehoben durch die schönen Augen der Damen. Die Herren fanden bei ihrem Eintritt den Zauberpalast vollendet.

Es gewährt einen eigenthümlichen Genuß, die Gespräche von Personen zu belauschen, die in eine größere Gesellschaft eintreten.

Der Premierminister des Landes, oder vielmehr der erste Minister des Fürsten des Landes, der Herr von Brunek, war einer der ersten Herren, die das Gebäude betraten. Er wurde geführt von dem Hausherrn. Hinter Beiden her schritten ein magerer Herr mit einem runden, nicht eben mageren, aber blassen Gesichte, einem großen, recht hübschen und sehr frommen Auge, und einem bereits grau gemischten, sorgfältig gescheitelten Haar. Diesem Manne zur Seite ging mit seinem bloßen Halse der Enthusiast. Der Minister ging, wie immer, so auch hier, in dem vollen Bewußtsein, daß er überall im Lande, wo er ging, der Erste war, wenn nicht zufällig Jemand von der regierenden Familie da war. Der Herr mit dem gescheitelten Haar sah eben so vornehm als fromm aus. Der Enthusiast sah aus, wie ein schon bejahrter Mann mit einem bloßen Halse und einem kindlich unbefangenen Geiste nur aussehen kann. Der Hausherr war glücklich und unterthänig.

Der Hausherr hatte die Herren von derjenigen Seite des Orangeriegebäudes her, an welcher dieses keine Fenster hatte, zu dessen Eingange geführt, so daß sie plötzlich vor und in dem vollen Anblicke der Pracht da standen.

Ah, ah! sagte er selbst, indem er laut mit der Zunge schnalzte. Er suchte die Blicke seiner Begleiter.

Aber der Minister schien so tief in die tiefsten Gedanken, die den Geist eines Staatsmannes bewegen können, vertieft zu sein, daß nichts um ihn her einen Eindruck auf ihn zu machen vermochte. Der Herr mit dem gescheitelten Haar schien nur ein Auge für den Blick des Ministers zu haben.

Der Enthusiast dagegen prallte, wie von einem plötzlichen Zauber geblendet, ein paar Schritte zurück. Doch entschlüpfte seinen Lippen nur ein leises Ah!

Es war der Widerhall des Ausdrucks der eigenen Bewunderung des Hausherrn. Aber es war diesem genug.

Nicht wahr? Nicht wahr? Magnifik! rief er aus.

Die Bewunderung des Enthusiasten mußte indeß schnell in ein anderes Gefühl umgeschlagen sein.

Ha! rief er. Ja, magnifik! Magnifik, beim ewigen Gott, der diese Pracht, der aber auch alle die Millionen von Thränen sieht, die die Armuth, die das Elend weint. O, wie viele Thränen hätten mit

dieser Pracht getrocknet werden können! Welch schweres Geld mag das gekostet haben!

Der Herr mit dem gescheitelten Haar warf einen sehr verächtlichen Blick auf den Enthusiasten.

Der Herr von Ritterholm warf verächtlich den Kopf zurück. Zugleich trat er halb vor den Minister, so daß dieser, folglich auch der übrige Theil der Gesellschaft, stehen bleiben mußte.

Schweres Geld? sagte er. Pah, fast nur die gewöhnlichen Unterhaltungskosten. Aber ein köstlicher Mann, mein Hofgärtner! Ein Mann von Geschmack! Aesthetisch gebildet! Exzellenz werden das auch finden.

Der Minister nickte vornehm mit dem Kopfe.

Der Herr Präsident sind ein Kenner! fuhr der Hausherr zu dem Herrn mit dem gescheitelten Haar, dem Vicepräsidenten des Oberhofgerichts, Herrn Idel, einem Schützling des Ministers, fort.

Ein wenig! erwiderte der Herr Präsident mit bescheidener, aber dennoch salbungsvoller Stimme.

Sie werden mir zugeben, daß Sie etwas Schöneres kaum gesehen haben.

In Wahrheit, der Geist erhebt sich hier.

Ich bin gewesen in Paris, ich bin gewesen in Sanssouci, ich bin gewesen in Bieberich am Rhein. Aber ich habe nichts Schöneres gesehen. Die Gewächshäuser in Bieberich sind großartiger; aber mein

Orangeriehaus hat der Herzog von Nassau nicht; das fehlt ihm. Nur Ihre Majestät die Königin Victoria hat in den Gärten von Windsor etwas Aehnliches. Sonst kein Potentat in Europa.

Die Herren gingen tiefer in das Gebäude hinein.

Der Herr von Behr und der Herr von Alten traten ein.

Alle Wetter, Behr! rief der kleine Lieutenant. Behr —

Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen,
Auf dunklem Grund die Goldorangen glühen!
Kennst Du es wohl, Behr!

Der Herr von Behr antwortete ihm nicht. Wohl war sein Auge auf die blühenden Citronenbäume gerichtet und auf die dunklen Goldorrangen; aber sie schienen sie durchbohren zu wollen, um einen ganz anderen Gegenstand zu erspähen.

Der Herr von Alten fuhr fort: Aber Mensch, geht Dir denn auch hier das Herz nicht auf? Du bist wie umgewandelt seit der Rückkehr von der Jagd. Bei Tisch saßest Du wie ein Oelgötze, und Fräulein Amalie, der Gebieterin Deines Herzes, standest Du gegenüber wie — ein Rekrut.

Schweig!

Schweigen? Damit Du wohl ungestört weiter träumen kannst? Ich habe keine Lust dazu. Aller Welt

will ich es verkünden, den Vögeln in der Luft, den Bäumen im Walde, den stummen Fischen, den bemoos'ten Häuptern in dem Karpfenteiche, der schönen, stolzen Fräulein Amalie von Brunek, aller Welt will ich es verkünden, was die Brust meines Freundes Behr bewegt, die Liebe, die süße, die reizende, die himmelhoch jauchzende, die zum Tode betrübte, aber die tief heimliche, stille Liebe zu einer wunderbar holden Dame. — He, Behr, wie heißt die schöne Frau, die heute Vormittag in der Buchenallee an uns vorüberfuhr, deren Blick schon damals die Tiefe Deines Herzens traf, und die nachher bei Tafel —?

Schweig, Alten.

Mensch, ich frage Dich bei dem ewigen Gotte, wie der närrische Doctor mit dem Pommerschen Storchnamen sagt. Ich frage Dich, wie heißt die Dame Deines Herzens? Ich meine die geheime, nicht Fräulein Amalie.

Alten, Du wirst unerträglich.

Heißt sie nicht Frau Generalin von Reuter? Heraus mit der Sprache!

Der Herr von Behr schwieg.

Der Andere fuhr fort: Und warum wolltest Du sie vor Mittag nicht kennen? Warum logst Du? Heraus mit der Sprache, sage ich.

Ich kannte sie nicht.

Du kanntest sie nicht? Du bleibst dabei? Mensch, wie bist Du verdorben!

Alten, im Ernst. —

Im Ernst! Ha, das verändert die Sache. Also ein Geheimniß? Heraus mit Deinem Geheimnisse!

Hinter einem blühenden Granatbaume wurden zwei weiße Frauengestalten sichtbar. Der Herr von Behr stürzte auf den Baum zu.

Mit dem ist es aus! sagte der kleine Offizier, sehr bedenklich den Kopf schüttelnd, indem er langsam folgte.

Ein sehr dicker Oberforstmeister, gefolgt von einem Jagdjunker und einigen Gutsbesitzern, erschien in dem Eingange. Er blieb überrascht stehen; seine Begleiter standen gleichfalls.

Schön, sehr schön! sagte der Jagdjunker.

Aber der dicke Oberforstmeister schüttelte den Kopf.

Kein Revier für uns, meine Herren! Hol der Teufel all das geschnörkelte Zeug.

Einverstanden, Freundchen, lallte mit etwas schwerer Zunge Einer der Gutsbesitzer.

Der Oberforstmeister fuhr fort: Ich weiß ein besseres Revier für brave Weidmänner!

Einverstanden. Hier wird Einem schwindlich.

Führt uns hin, Oberforstmeisterchen!

Marsch! Kehrt! Zur Weinflasche zurück; da ist heute unser bestes Revier!

Bravo! Bravo! rief entzückt und gehorsam der Jagdjunker.

Die Herren wollten zurückkehren.

Ein großer, sehr wohlgenährter Mann mit starken Hängebacken und gottergebenen Augen, kam ihnen entgegen.

Ei, eine sehr seltene, und gewiß sehr kostbare Pracht! sagte er mit wichtiger Miene und in demselben salbungsvollen Tone, in dem vorhin der Präsident gesprochen hatte.

Gefällt es Euch, geistlicher Herr? fragte der Oberforstmeister.

Was kann das Herz mehr erheben, als wenn das Auge die Wunder der Schöpfung des Herrn und die sinnige Kunst des Menschen betrachtet? Ein solcher Anblick, wie dieser hier, ruft heilige Gefühle in die Brust.

Ich halte es mit Luther, Hochwürdigster Herr! Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang!

Ah, mein verehrter Freund! Der hohe Geist Luthers wird in dieser gottlosen Zeit so vielfach verkannt, daß —

Daß Eure Censur ihn sogar verbietet! lachte der dicke Weidmann. Doch das bei Seite. Mein Revier

ist nun einmal hier nicht, und wenn Sie vernünftig wären, so begleiteten Sie mich und meine Freunde, Herr Bischof.

Und wo ist Ihr Revier, theurer Freund?

Beim Sankt Johannisberger, Hochwürdigster! Ein vortreffliches, beseligendes, sogar heiliges Wunder der Schöpfung des Herrn!

Er schob den schweren Körper aus der Thüre zurück. Seine Begleiter folgten ihm lachend.

Der fromme Bischof zeigte, daß er zwei Augen hatte. Er schlug das eine gen Himmel mit jenem Blicke, der da sagt: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese! Mit dem anderen blickte er lüstern den zu dem edlen Rheinweine Rückkehrenden nach.

Ein seelenverwandtes Paar nahete sich, ein Herr und eine Dame. Die Dame, mager und welk, weit über die ersten Jugendjahre, aber noch nicht über die Ansprüche der Jugend und deren Schönheit und Frische hinaus. Der Herr, ein nach zwanzigjährigem dürrem Candidatenleben endlich beförderter Prediger.

Ach, wie sündhaft! sagte die Dame mit einigem Entsetzen, als ihr Auge in die Pracht des Orangeriegebäudes blickte.

Ja, meine Freundin, erwiderte der Prediger, ganz in dem salbungsvollen Tone, in welchem der Präsident und der Bischof gesprochen hatten.

Die Sünden und die Thorheiten der Menschen sind groß.

Welche Verschwendung, Herr Pastor! Welche lasterhafte Verschwendung! Und durch welche Sünden mag das Geld herbeigeschafft sein, durch welches diesem Laster der Verschwendung gefröhnt wird!

So? Haben Sie Grund zu glauben, meine Verehrte? fragte, nichts weniger als gleichgültig, der Pfarrherr.

Ach, Sie wissen nicht. Sie sind fremd hier, erst seit Kurzem in der Gegend. Sie werden hier noch Manches anders kennen lernen, als es sich dem ersten Blicke darstellt.

Ich rechne auf Ihre Güte. Aber Sie wollten mir von unserem Wirthe mittheilen, wenn ich Sie recht verstanden habe.

Man spricht nicht gern Böses von seinem Nächsten.

Aber bedenken Sie. Für den Pfarrer gibt es nichts Wichtigeres, als wenn er möglich genau die Mitglieder seiner Gemeinde kennt. Wie könnte er sonst seinen heiligen Beruf erfüllen? Wie könnte er auf die theuren, von Gott ihm anvertrauten Seelen sonst einwirken? Sie erwerben sich also ein Verdienst, ja, Sie haben eine Pflicht, mir die angedeutete Mittheilung zu machen.

Ach, wie gern läßt man sich von Ihnen überreden! sagte das Fräulein mit einem sehnsüchtigen Blick in die Augen des Pfarrers.

Sie kennen die Verhältnisse der Familie von Ritterholm näher?

Wer wollte die kennen? Sie sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Das ist es ja eben. Wenn in diesem Hause alles rein und klar und gottgefällig wäre, warum dann dieses Geheimnißvolle?

Ein Geheimniß also? Und welcher Art?

Hier ist alles Geheimniß. Vor drei Jahren hieß es auf einmal, ein ganz ungeheuer reicher Herr habe diese Herrschaft von ihrem damaligen Besitzer, dem Fürsten Pleiß, gekauft. Es kamen Baumeister, Gärtner, Dekorateure, Künstler aus Deutschland, Frankreich und Italien hierher, bauten, verbesserten, verschönerten ein ganzes Jahr lang, alles für den reichen Ankäufer, dessen Namen aber Niemand wußte. Darauf kam die Herrschaft selbst, Mann, Frau und Tochter. Baron Holm von Ritterholm ließ er sich nennen. Weiter wußte man nichts von ihm, weder was er früher gethan oder gewesen, noch nur wo er früher seinen Aufenthalt gehabt hatte. Die Domestiken waren durch fremde Leute in Paris, Berlin, Hannover und anderen Orten gemiethet. Sie lernten erst hier ihre Herrschaft

und deren Namen kennen. So weiß man noch immer nichts über die Familie.

Das ist sonderbar! Sehr sonderbar und bedenklich, meine Freundin.

Nur einen einzigen Menschen brachten sie mit hierher. —

Also doch Einen!

Einen alten Mann, so eine Art Diener. Aber zugleich der Vertraute Aller. —

Ha! Ha! Und?

Ach, der Mensch ist verschlossen, wie das Grab. Er spricht mit Niemandem.

Das ist sehr schlimm, und ein übles Zeichen.

Er soll eigentlich das ganze Haus regieren. Die Leute sagen, daß er ein Jude sei.

Ein Jude? Sie erschrecken mich.

Warum, Herr Pfarrer? Sollten Sie denn nicht an der Physiognomie des Barons und seiner Gemahlin — ?

Freilich. Es ist auffallend.

Man spricht auch in der That davon, der Baron sei früher vielleicht! —

Was spricht man?

Aber um Gotteswillen! Nun, ich kenne Sie. Ich weiß, daß ich Ihnen alles anvertrauen kann.

Reden Sie, meine Freundin! Wir kennen uns im Herrn.

Man sagt, der Baron von Ritterholm sei früher ein jüdischer Armeelieferant in den Italienischen Kriegen gewesen, und dort habe er seinen großen Reichthum erworben. Später soll er unter einem anderen Namen nach Schweden gegangen sein, und dann ist er Jahrelang in der ganzen Welt umhergereiset, bis er sich hier niedergelassen hat.

Und wozu dieses geheimnißvolle Wesen, meine Theuere?

Eitelkeit, Herr Pfarrer! Er will für einen alten Edelmann gelten. Man soll sein früheres Leben nicht verfolgen können. Wer weiß, welch schweres Verbrechen auch —

Verbrechen? Fahren Sie fort. Spricht man davon?

Man weiß nichts Bestimmtes. Aber ich frage Sie nochmals, wozu dieses Geheimnißvolle, wenn alles gottgefällig wäre?

Sie haben Recht, meine Theure. Woher hätte er aber den Adel bekommen?

Man glaubt, daß er ihn von dem Kurfürsten von Hessen gekauft habe.

Sie sprachen von seinem großen Reichthum. Ist er in der That so ungeheuer reich, wie man ihn glaubt?

Unzweifelhaft. Er hat nicht nur hier alles baar bezahlt, und sehr theuer. Er soll auch unglaublich

große Summen in der Bank von England und in Amerika liegen haben.

Die Augen des Geistlichen leuchteten.

Ach, meine Freundin, wenn doch der Himmel sein Herz lenken wollte, daß er für unsere arme Gemeinde etwas thäte!

Und für die Pfarre! flüsterte das Fräulein verschämt, als wenn sie schon die Pfarrbraut wäre.

Der Reichthum, fuhr der inquirirende Priester fort, hat auch wohl diese Verbindung gestiftet?

Gewiß! Gewiß! Diese unnatürliche Verbindung!

Unnatürlich, meine Theure?

Ach, mein Freund!

Das Fräulein erröthete, als sie süß diesen süßen Namen aussprach. Es mochte wohl das erstemal sein, daß sie den geistlichen Herrn so anredete.

Ach, mein Freund, welche Verbindung ist wohl anders als eine unnatürliche, wenn sie nicht auf Wahlverwandtschaft, auf Freundschaft, auf Liebe beruhet!

Sehr wahr, meine Freundin!

Der Pastor betonte den süßen Namen.

Nun nehmen Sie aber dieses Brautpaar. Der Bräutigam ein roher Wüstling. Die Braut ein gutmüthiges, etwas schwaches und bornirtes Geschöpf. Dabei er von altem, vornehmem Adel; sie von der

zweifelhaften Herkunft. Der Bräutigam und seine Familie schließen die Verbindung um des Geldes der Braut willen. Der Vater der Braut — denn sie selbst hat keinen Willen — gibt sein Geld her, um nur die Exzellenzen als Herr Schwager und Frau Schwägerin anreden zu können.

Ja, ja, ich habe gleichfalls davon gehört, mit den Finanzen des Ministers soll es nicht zum Besten stehen.

Nicht zum Besten? Es steht sehr schlecht damit. Das Gut ist durch und durch verschuldet. Das Hotel in der Residenz eben so. Das Silberzeug soll sogar schon verpfändet sein.

Was Sie sagen! Bei einer solchen Einnahme! Man sagt, der Minister habe offene Kasse bei Seiner Hoheit.

Dennoch, dennoch steckt er voll Schulden. Es ist aber auch kein Wunder. Er selbst gibt immer diese großen Feten. Die Frau spielt. Die Tochter muß alle ersten und theuersten Moden aus Paris und Wien haben. Der Sohn macht täglich dumme Streiche, die Geld kosten, Wettrennen, Jagden, Verführungen.

O, pfui!

Sogar seine eigne Mutter und Schwester verachten den unsittlichen Menschen. Ach, die weibliche Scham verbietet mir, seine Unthaten zu erzählen!

Mir, meine Freundin? sagte der Pfarrer zärtlich.

Das Fräulein schlug die Augen nieder und erzählte: Der Vater hatte ihn eine Zeitlang auf sein Gut hier in der Nähe verbannt. Wie viele arme Mädchen hat er dort unglücklich gemacht. Auch ein sehr braves Mädchen aus Ihrer Gemeinde. Sie starb vor Gram. Die Familie gerieth in Dürftigkeit. Das Kind, sein Kind soll im größten Elende verkommen. Er kümmert sich nicht darum. — Wenn die arme Braut es wüßte!

Das Fräulein seufzte.

Der Geistliche inquirirte weiter.

Von der Braut weiß man also nichts Nachtheiliges zu erzählen?

Sie ist ein recht sanftes Geschöpf. Doch hat es große Mühe gekostet, sie zu dieser Verbindung zu zwingen. Sie hat lange hartnäckig widerstanden. Sie hatte eine geheime Liebschaft.

Ei, ei, meine Theure, mit wem?

Mit dem bekannten Herrn von Felsen?

Dem Hochverräther? Der jetzt mit Steckbriefen verfolgt wird?

Mit Demselben. Das harte Verfahren der Regierung gegen ihn soll seinen Grund nicht wenig in diesem Verhältnisse haben. Der Minister, dem die Verbindung des Sohnes mit der reichen Erbin unentbehrlich geworden war, hatte allerdings alle

Veranlassung, einer heimlichen Verbindung der Erbin mit dem Herrn von Felsen zuvorzukommen, und sie unmöglich zu machen.

Ich verstehe.

Dazu kam die Eifersucht der Fräulein von Brunek.

Der Tochter des Ministers? Wie das, meine Freundin?

Man sagt, sie habe sich sterblich in den schönen, reichen und geistvollen Herrn von Felsen verliebt.

Ich denke, sie hat eine Verbindung mit dem Premierlieutenant von Behr.

Der ist freilich so eine Art von Nothanker für sie. Aber leider macht auch er sich nicht viel aus ihr. Haben Sie nicht heute Mittag bemerkt, welche glühende Blicke er auf die fremde Dame warf? Das Fräulein wurde mehrere Male roth vor Zorn.

Ich habe nicht darauf geachtet.

Uebrigens soll der Herr von Behr im Grunde ein vernünftiger Mensch sein. Er wird daher wohl einsehen, daß bei seinem nur mäßigen Vermögen eine Frau mit solchen Prätensionen wie die Fräulein von Brunek, keine passende Partie für ihn ist.

Jene fremde Dame, deren Sie eben erwähnten? —

Die Generalin von Reuter?

So wurde sie ja wohl genannt.

Die Frau ist ein ganzes Geheimniß. Gerade wie ihr Mann.

Sie machen mich neugierig.

Ich weiß leider selbst nur wenig von ihr. Das geheimnißvolle Wesen des Mannes ist bekannt. Er kann bei dem Fürsten unangemeldet ein- und ausgehen. Aber er erscheint nur bei wichtigen Gelegenheiten. Dann ist er plötzlich da. Niemand weiß, woher er gekommen ist. Eben so verschwindet er wieder. Einige halten ihn für einen Engel des Fürsten. Andere für dessen bösen Geist. — Er wird noch zu heute Abend hier erwartet.

Und die Gemahlin?

Er hat sie erst vor kurzer Zeit geheirathet. Auch das ist ganz plötzlich geschehen. Niemand hat vorher von ihr gewußt. Man weiß auch jetzt noch nicht, woher sie stammt und wer sie ist. Mit der Braut, obschon sie älter ist, soll sie schon seit deren frühester Jugend eng befreundet sein. Als sie sich heute wiedergesehen haben, sind sie Beide in die heftigsten Thränen ausgebrochen. Sie haben sich sogleich eingeschlossen, und man hat lange Zeit nur Weinen und Schluchzen gehört. Die Kammerjungfer der Braut theilte es mir im Vertrauen mit.

Sie kennen die Kammerjungfer der Braut?

Es war die letzte inquisitorische Frage, die der geistliche Herr für diesmal stellen konnte, und die er

unzweifelhaft nicht aus Privatabsichten gestellt hatte, sondern lediglich in der frommen Ueberzeugung, desto mehr das Seelenheil seiner Gemeindeglieder fördern zu können, je genauer er von allen ihren Verhältnissen unterrichtet war.

Er sollte leider auch keine Antwort mehr darauf erhalten.

Als das Fräulein ihm antworten wollte, drang von der einen Seite unter lautem Jubel der Bräutigam mit einem ganzen Schwarme von Hochzeitsgästen in den Raum ein, während von der anderen Seite die Einsamkeit des seelenverwandten Paares durch einige aus dem Inneren her sich nahende Herren unterbrochen wurde.

Diese Herren waren der Minister, der Präsident und der Bischof. Sie kamen im eifrigen, wiewohl leise geführten Gespräche.

Als der Pastor seinen hohen Vorgesetzten erblickte, wich er mit der ganzen Fülle seines geistlichen Respects zurück. Seine Dame schien von dem nämlichen Gefühle durchdrungen zu sein. Gleich darauf gesellten sich andere Gäste zu dem Paare.

Die drei Herren nahmen den Platz ein, den das Paar verlassen hatte. Sie schienen absichtlich die Stelle gewählt zu haben, wo sie unbelauscht und wenig beachtet waren.

Der Vicepräsident des Oberhofgerichts sprach sehr angelegentlich. Man sah das mehr, als man es hörte. Denn während seine Stimme stets sanft und salbungsvoll blieb, bewegten seine Arme, und an diesen wieder die Hände und die einzelnen Finger sich desto lebhafter, und, was man gestehen muß, nicht in abgerundeten, gefälligen, sondern sehr eckigen und ungeschickten Formen. Dem stolzen und würdevollen Benehmen des Ministers und dem feinen und abgeschliffenen des Prälaten der Landeskirche gegenüber, trat das plebejische Gebahren des richterlichen Beamten, der in seine hohe Stellung keine Erziehung mit hineinzubringen gewußt hatte, desto greller hervor.

Ich möchte gleichwohl, sprach der Herr Idel, die Gefahren, die uns drohen, nicht so ganz gering anschlagen, insbesondere wenn ich an unsere heilige Religion denke. Hochwürden werden mir darin gewiß gegen Seine Excellenz Recht geben.

Allerdings, sagte der Bischof, die Geschichte spricht dafür. Durch jede Revolution erleidet das religiöse Element des Volkes einen erschütternden Stoß. Es liegt das auch gewissermaßen in der Natur der Sache. Eine Revolution ist eine Entfesselung des Geistes. Der Geist aber, der die Freiheit fühlt, muß nothgedrungen die Fesseln nach allen Seiten und Richtungen hin abwerfen.

Der Minister lachte fein.

Freund, sagte er, der begeistertste Demagoge könnte der Revolution kein größeres Compliment machen.

Der Minister und der Bischof waren Jugendfreunde und entfernte Verwandte.

Man muß sich, erwiderte der Bischof, über das Wesen der Dinge niemals Illusionen machen, zumal wenn man Vortheil daraus ziehen oder auch nur Schaden daraus von sich abwehren will.

Richtig, versetzte der Minister. Man muß aber auch bei dem Wesen der Dinge allein nicht stehen bleiben. Man muß auch die Consequenzen verfolgen. Denn Schaden und Vortheil entstehen eben aus den Consequenzen.

Sollten Sie nicht die Consequenzen selbst sein? bemerkte der Präsident.

Nichts weniger. Sie sind die Producte der Consequenzen. Zu den Consequenzen einer Revolution, und zwar zu ihren nothwendigsten und wichtigsten Consequenzen rechne ich die Reaction, den Rückschlag. Sie folgt unausbleiblich, naturgemäß. Sie muß man benutzen. Benutzt man sie richtig, so ist die Revolution selbst sogar ein Gewinn.

Auch Du, unterbrach, nicht lachend, aber salbungsvoll den Sprechenden der Bischof, auch

Du scheinst den Lobredner der Revolution machen zu wollen.

Ich hoffe wenigstens von dieser Revolution viel Gutes. Es muß ihr eine tüchtige Reaction folgen, und zweifelsohne wird diese gut benutzt werden. Die deutschen Cabinette mit Unterstützung der heiligen Allianz, werden wenigstens keine Anstrengung scheuen. Das Königthum der Orleans mußte nothwendig wieder fallen. Das Prinzip der Monarchie, und noch mehr das der Legitimität waren zu stark verletzt.

Sehr wahr, Erzellenz, sagte der Präsident. Der Thron der Orleans stand auf einem durch und durch unsittlichen Boden. Dieser Bürger-, dieser Volkskönig konnte kein anderes Ende nehmen.

Wenn gleich auch jetzt, fuhr der Minister fort, noch entgegengesetzte Anstrengungen gemacht werden, die gegenwärtige Revolution, richtig benutzt, muß das Prinzip der Legitimität nothwendig in Frankreich wieder herstellen, und dasselbe dadurch für alle Dynastieen Europas von neuem befestigen. Was auch im ersten Augenblick geschehen mag, wenn auch die Concessionen des Bürgerkönigs angenommen werden, wenn auch der Graf von Paris als sein Nachfolger, mit der Regentschaft der Herzogin von Orleans anerkannt wird, das alles kann dennoch nur das Mittel sein, den Herzog von Bordeaux, Heinrich den Fünften,

auf den legitimen Thron seiner Väter zurückzurufen. Geschieht das aber, dann hat auch auf dem Continente die letzte Stunde dieses verderblichen modernen französischen Constitutionalismus geschlagen. Darauf muß unser ganzes Streben gerichtet sein.

Sollten Eure Exzellenz die Sache nicht für zu unbedeutend ansehen —?

Unbedeutend? Keineswegs. Ich halte diese Revolution in Paris für ein sehr bedeutendes, eben weil glückliches Ereigniß.

Dem wollte ich gerade zu wiedersprechen mir erlauben. Ich fürchte von dieser Revolution sehr nachtheilige Einwirkungen auf unsere eigenen, einheimischen Zustände.

Pah! Sie wird nicht einmal über den Rhein dringen, diese Reformbankett-Emeute. Wenn aber auch, wenn auch einige spekulirende Juden, heißblutige Doktoren und Zurückgesetzte, in ihrer Eitelkeit verletzte Enthusiasten, in Verbindung mit politischen Intriguants, die es allenthalben gibt, diesseits des Rheins die Fahne der Empörung sollten aufstecken wollen, was wäre am Ende daran gelegen? Die Finanzen sind überall in Deutschland geordnet; die Heere sind überall tapfer und disciplinirt und ihren angestammten Fürsten getreu. In Oesterreich und in Preußen ist eine Militairmacht vorhanden, stark und mächtig genug, zehn Revolutionen

auf einmal in Deutschland das Haupt zu zertreten. Eine Revolution in Deutschland könnte nur jene Erfolge in Frankreich fördern, und in Deutschland die Macht, das Ansehen und die Autorität der Fürsten desto mehr stärken.

Ich bedaure, Eurer Exzellenz in dieser günstigen Auffassung der Dinge nicht völlig beitreten zu können. Wenn mich die Thatsachen nicht täuschen, so dürften auch Seine Hoheit nicht ganz den Standpunkt Eurer Exzellenz theilen.

Sie Beide, meine Herren, kennen jenen eigenthümlichen Einfluß, der sich bei unserem gnädigsten Herrn manchmal geltend macht.

Die Maßnahmen der Regierung selbst scheinen mir auch mit der Ansicht Eurer Exzellenz nicht völlig in Einklang zu stehen. Die strengen Ermahnungen an die Gerichtshöfe; die täglich vorsorglicher werdende Censur; die vermehrte Wachsamkeit und Thätigkeit der Polizei; jenes kräftige Einschreiten gegen irgend eine Bewegung im Lande, zum Beispiel gegen den Herrn von Felsen, das alles scheinen mir Symptome zu sein, daß man auch von Seite unserer Regierung ein Umsichgreifen, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Invasion der Revolution wohl befürchtet.

Ich bitte, lieber Präsident. Unterscheiden Sie Vorsorge wohl von Furcht. Auch in Oesterreich, und

in Preußen sorgt man in gleicher Weise vor, und Sie werden mir doch zugeben, daß man dort sich nicht fürchtet, und auch wahrlich stark genug ist, sich nicht fürchten zu dürfen.

Gleichwohl gährt es auch dort, gerade dort.

Nicht in Oesterreich. In Preußen freilich hat der König selbst durch die unglückliche Concession des vereinigten Landtags einige Beunruhigung der Geister hervorgerufen. Allein Heer und Verhältnisse sind dort zu wohl geordnet, als daß man sich irgend wie Befürchtungen hingeben dürfte.

Wenn nun dennoch in Berlin eine Revolution losbräche und — siegte?

Sie setzen das Unmögliche.

Denken Euer Exzellenz es sich als möglich.

Das wäre ein schlimmer Umstand. Indeß nur für kurze Dauer. Auch dort würde die Reaction folgen, sogar die heftigste, die entscheidenste. Gewissermaßen wäre eine Revolution in Preußen gerade ein Glück für Deutschland.

Ich vermag dieser neuen Combination Eurer Exzellenz nicht zu folgen.

Mein Freund, wer ist, namentlich in den deutschen Staaten, die Hauptstütze der Fürstenmacht?

Ich kenne die Ansicht Eurer Exzellenz hierüber, und bin stolz darauf, obwohl Bürgerlicher, in diesem

Punkte mit Eurer Exzellenz übereinzustimmen. Euer Exzellenz meinen den Adel.

Richtig. Nun gibt es in Preußen einen sehr zahlreichen Adel, und die Interessen dieses Adels sind auf das innigste verwebt mit den Interessen des Staates selbst. Alle einflußreichen Stellen in Verwaltung, Militair und Justiz sind dort durch den Adel besetzt, und wie sonach die Regierung des Adels bedarf, so bedarf der allerdings nicht reiche Adel Preußens hinwiederum der Regierung. Das Streben der neueren Revolutionen ist hauptsächlich gegen den Adel gerichtet. Sollte in Preußen eine Revolution möglich sein, sie könnte nur eine sehr schnell vorübergehende sein. Der Adel würde sich alsbald fester denn je um den gestürzten oder bedroheten Thron schaaren, und ihn stärker und kräftiger wieder aufrichten, als er jemals gewesen ist.

Bei alledem, sagte der Bischof, ist eine Revolution stets ein großes Unglück für ein Land. Wie sie alle Verhältnisse über den Haufen wirft, so richtet sie auch manchen Einzelnen zu Grunde. Der Haß, die Rache, die Wuth eines rebellischen Volkes sind etwas Furchtbares, zumal für die höherstehenden Familien und Beamten, die schon um ihrer höheren Stellung willen von der Menge stets beneidet und angefeindet werden.

Darum eben, versetzte der Minister, muß man vorsorglich sein, und ihr bei Zeiten entgegentreten. Dies geschieht ja auch überall in Deutschland, auch in unserem Staate.

Ich fürchte nur, daß es nicht mit der erforderlichen Strenge und Energie geschieht. Jene jahrelangen Wühlereien eines Felsen hätten zum Beispiel nicht geduldet werden dürfen.

Es ist ihnen ein Ziel gesetzt, bemerkte der Präsident.

Jetzt! Nachdem es vielleicht schon viel zu spät war, nachdem er den Saamen seines verderblichen Giftes bereits im ganzen Lande ausgestreuet hat. Dagegen geht dieser Schrader noch immer frei umher, und sein nicht minder gefährliches Conspiriren wagt Niemand zu hemmen.

Ich trage wahrlich die Schuld nicht, sagte wie sich entschuldigend der Vicepräsident des Oberhofgerichts. Die alterthümlichen Rechtsansichten des ersten Präsidenten unseres Collegii —

Er stockte mit einem tiefen Seufzer.

Warum wird der Mann nicht beseitigt? Zumal um unserem würdigen und zuverlässigen Freunde hier eine Anerkennung seiner Verdienste um den Staat gewähren zu können? fragte der Bischof den Minister.

Der Minister zuckte die Achseln.

Der Eigensinn des alten Mannes! Seine Verbindung mit einflußreichen Familien des Landes! Eine gewisse Pietät des Fürsten! Doch findet sich hoffentlich bald eine Gelegenheit, den Wunsch nach Ruhe in ihm zu wecken.

Es käme ja wohl nur darauf an, Seine Hoheit aufmerksam darauf zu machen. Was dabei die Verbindung des Präsidenten mit einflußreichen Familien betrifft, so dürfte die in den Augen des Fürsten nicht von Bedeutung sein, wenn ich erwäge, wie Seine Hoheit durch ihre Familiarität mit jenem Braun, dem Roturier von gemeinen Sitten und zweideutigem Charakter, den gesammten Adel des Landes vor den Kopf stoßen.

Der Bischof sprach diese Worte mit unverhehlter Empfindlichkeit.

Braun ist ein brauchbarer und treuer Mensch, sagte der Minister, etwas zurückhaltend.

Der Präsident erwiederte submiß: Ich gebe das zu. Gleichwohl, obschon Bürgerlicher, möchte ich doch der Meinung sein, daß es schon der Bedeutung des Adels im Allgemeinen gefährlich werden könnte, wenn die Allerhöchste Person des Regenten mit solchen Emporkömmlichen in zu stete und zu nahe Berührung gebracht wird.

Die Kammerdiener der Fürsten, sagte der Minister stolz, werden niemals aus dem Adel des Landes genommen.

Allerdings, setzte der Bischof hinzu, wirft man das Geschmeiß fort, wenn es anfängt, gefährlich zu werden.

Auf alle Fälle arbeitet er für uns; das hält ihn.

Der Minister sagte dies, wie es schien, nicht ohne Beziehung.

Der Hausher kam herbei.

So allein, meine Herren! rief er. Und hier an dem äußersten Ende! Ich werde bald bitten müssen, sich mehr nach der Mitte hin, nach dem größeren Salon hinbegeben zu wollen. Der Polterabend wird beginnen; wir werden mit angenehmen Scherzen überrascht werden. Ich sorge für Alles.

Diese Aufführungen des Polterabends, sagte in gelehrtem Tone der Präsident, sind eine uralte Sitte, über deren Ursprung man noch immer nicht recht im Klaren ist.

In meiner Schloßbibliothek, Herr Präsident, sind viele alte und gelehrte Bücher. Ich habe sie mit dieser Herrschaft gekauft. Der Herr Fürst von Pleiß, mein Vorbesitzer, legte großes Gewicht darauf. Es wird gewiß auch etwas über den Polterabend darin sein.

So —?

Der Bischof nahm den Minister beim Arm und ging mit ihm auf die Seite.

Lassen wir den gelehrten Narren, sagte er. Ich habe Dir etwas zu sagen, mein Freund.

Er ist brauchbar und arbeitet gleichfalls nur für uns. Das hält auch ihn, und das weiß er.

Ich habe eine große Bitte an Dich, mein verehrter Freund.

Nur nicht in Betreff Deines Sohnes.

Du setzest mich in Verlegenheit. Gerade ihn betrifft meine Bitte.

Ich kann unmöglich mehr etwas für ihn thun.

Du bist mein Freund, Brunek.

Ich habe es bewiesen. Aus wie vielen Verlegenheiten habe ich Dich und Deinen Sohn schon gerettet! Aber Ihr bereitet Euch und mir immer wieder neue. Du mißbrauchst mich.

Ich diene Dir wieder. Denke an die hübsche Förstertochter, die der Candidat heirathen mußte.

Er bekam dafür die Pfarre. — Doch sprich.

Unter meiner Verwaltung steht ein Fonds für arme Predigerwittwen.

Ich weiß es.

Er bringt jährlich tausend Gulden ein.

Sie sind zur Unterhaltung von fünf bis höchstens sechs Wittwen bestimmt.

Ich habe die Einkünfte des verflossenen Jahres meinem Sohn überwiesen.

Mensch! Warst Du von Sinnen?

Was willst Du? Er bedurfte Geld. —

Deinem Sohne? Dem unnützen Burschen?

Er drohete mir. Ich war in Verlegenheit.

Um Gott! Wenn der Fürst es erführe!

Das eben führt mich zu Dir.

Er kennt die schlechten Streiche Deines Sohnes, er kennt sein ausschweifendes Leben. Er weiß, wie er seine brave Frau mißhandelt hat. Er kennt seine Betrügereien.

Ich weiß das Alles. Hat er doch sogar mich, als Landesbischof, dafür verantwortlich machen wollen!

Den Vater! Wohl nicht mit Unrecht.

Laß uns nicht streiten. Der Fürst steht im Begriffe, jene Verwendung des Geldes zu erfahren.

Er darf nicht. Du wärst verloren. Ich, Du, wir Alle. Wir haben Feinde im Lande.

Du hast Recht, er darf es nicht erfahren. Darin besteht meine Bitte.

Sprich.

Die Wittwe des vor zwei Jahren verstorbenen Predigers Ahrens will sich beim Fürsten beschweren.

Die unglückliche Ahrens? Ich erinnere mich ihrer. Ich selbst empfahl sie damals Seiner Hoheit zur besonderen Berücksichtigung. Ihr Mann war ein braver Geistlicher gewesen. Er war ohne Vermögen gestorben.

Sie war krank und lebte mit sechs kleinen Kindern in der größten Dürftigkeit.

Es ist dieselbe! sagte der Bischof mit salbungsvoller Ruhe. Sie hat erfahren, Gott weiß wie — daß meinem Sohne die Gelder zugeflossen sind. Sie will den ganzen Sachverhalt dem Fürsten vortragen.

Was willst Du nun von mir?

Dich bitten, die Eingabe der Frau — denn eine Reise zur Residenz kann sie wegen ihrer Kränklichkeit und Dürftigkeit zum Glück nicht machen — zu kassiren, bevor sie in die Hände des Fürsten kommt. Alle Bittschriften gelangen doch zuerst an Dich.

Wird sie allein sich beschweren?

Allein!

Bist Du dessen sicher?

Die Übrigen würden sonst schon vor Jahren sich beschwert haben.

Wie das?

Der Bischof schlug die Augen nieder.

Ich verstehe, sagte der Minister. Es ist ein Glück.

Meine Bitte ist also bewilligt?

Es ist das letzte Mal.

Ich danke Dir, mein verehrter Freund!

Es ist das letzte Mal!

Laß uns den Präsidenten befreien!

Sie kehrten zurück zu dem Präsidenten und dem Hausherrn.

Der schiefe Diener Louis, unbemerkt eingetreten, nahete sich seinem Herrn. Der dürre Mann sah sehr blaß aus. Seine Augen blickten fast gespensterhaft. Der schwarze Frack mit den langen, schmalen Zipfeln flatterte um den schiefen Leib, wie die von den Raubvögeln zerrissenen Lumpen um den Leichnam des Missethäters am Galgen. Die dürren Knochen des Mannes glaubte man klappern zu hören.

Er klopfte seinem Herrn von hinten auf die Schulter.

Hast Du mich —, fuhr dieser bei der plötzlichen Berührung auf, als er den Diener sah.

Der Anblick der verglaseten Augen des alten Mannes schien das letzte Wort auf seinen Lippen getödtet zu haben.

Der Diener winkte ihm auf die Seite.

Was willst Du? Was siehst Du aus?

Der Schmul Golkewicz ist todt.

Erschreckst Du mich!

Auch die Augen des Herrn von Ritterholm verglaseten, und sein rothes Gesicht wurde weiß.

Erschreckt sich der Narr! sagte der alte Diener trocken.

Wo hast Du ihn gelassen?

Liegt er Dir bei mir im Keller nicht sicher genug? Hast Du den Schlüssel?

Frägt der Narr!

Verwahre ihn, Levichen. Oder besser, gib ihn mir.

Der alte Mann ging, ohne ihm zu antworten.

Durch die Thür trat der Herr Schrader.

In seiner Begleitung war ein junger Mann, eine einnehmende Erscheinung. Die Gestalt war gefällig, das Gesicht blühend; die Lippen waren keck aufgeworfen; das glänzend schwarze Haar war fein gelockt. Die Augen sprüheten Feuer. Die Haltung war aristokratisch.

Schrader stellte ihn dem Herrn des Hauses vor.

Herr Graf von Arensberg!

Willkommen, willkommen, Herr Graf! Sind schon lange mit Sehnsucht erwartet von schönen Damen. Auch von meiner Tochter.

Der Graf verbeugte sich, indem sein Blick suchend den glänzenden Raum durchflog.

Nicht wahr, Sie sind überrascht hier, Herr Graf?

Ich trete in ein Feenschloß, Herr von Ritterholm.

Feenschloß! Superbe! Ein Mann von Bildung, der Herr Graf! Haben meinem Schlosse noch nie die Ehre Ihres Besuchs erzeigt. Finden Sie es nicht schön hier?

Sehr schön!

Die Herrschaft gehörte früher dem Fürsten von Pleiß.

Es ist mir bekannt, Herr von Ritterholm.

Schrader trat zu dem Minister und dessen beiden Gefährten.

Sie empfingen ihn kalt.

Exzellenz, sagte Schrader etwas boshaft, haben ohne Zweifel die neuesten Nachrichten aus Paris schon empfangen?

Man wird hoffentlich der Revolution Meister geworden sein, versetzte der Minister vornehm.

So ist es, Exzellenz! Man hat die Republik proklamirt!

Die Nachricht möchte wohl noch sehr der Bestätigung bedürfen.

Sie mag wohl, setzte der Bischof hinzu, mehr willkommen in gewissen Kreisen, als wahr sein.

Der Präsident bemerkte respecktvoll: Wenn sie wahr wäre, so würden Eure Exzellenz längst offizielle Meldung darüber erhalten haben.

Die Meldung an Eure Exzellenz, sagte der herbeitretende Graf Arensberg, wird morgen früh hier eintreffen.

Er sprach im Tone der bewußten Unfehlbarkeit.

Der Minister wurde gereizt.

Stammt Ihre Nachricht aus dem Cabinet, Herr Graf?

Ich komme wenigstens, und zwar mit Courierpferden, unmittelbar aus der Residenz.

So eilig waren Sie?

Als Ueberbringer froher Nachrichten kommt man nie früh genug.

Sein Auge spähete durch die erleuchteten Bäume, bis tief in den zauberhaften Raum hinein, in dem die schon zahlreich gewordene Gesellschaft sich bewegte.

Auch für Eure Erzellenz habe ich eine interessante Nachricht, warf er unterdeß leicht hin.

Für mich, Herr Graf?

Der General von Reuter wird hier sein.

Sie können die Generalin im Salon dort sprechen. Sie wird Ihnen bestätigen, daß ihr Gemahl hier erwartet wird.

Richtig, Erzellenz. In einer halben Stunde wird er hier sein. Ich überholte ihn. Meine Pferde liefen besser. Ich glaube, ich bezahlte bessere Trinkgelder.

Sie sprachen den General?

Das erstemal, als er gerade aus dem Cabinet Seiner Hoheit kam.

Der Minister verfärbte sich leise.

Ah! sagte der Graf.

Sein scharfes Auge schien zwei Damen, die einsam zwischen den Bäumen gingen, trotz der Entfernung, erkannt zu haben.

Er eilte auf sie zu.

Das scharfe Auge war indeß nicht zugleich ein umsichtiges gewesen.

Auf der Hälfte des Weges wurde dem eiligen Grafen der Weg vertreten. Hinter den leuchtenden Blüthen eines Granatbaums her kam ihm Fräulein Amalie von Brunek entgegen, an der Seite des Herrn von Behr.

Sie Böser, sagte das Fräulein zu dem Grafen. Wie lange haben Sie Ihre Freunde auf Sie warten lassen!

Ich unglücklicher Glücklicher! antwortete der Graf dem Fräulein.

Soll das ein Compliment für mich sein, Herr Graf?

Ach, meine Gnädigste, wie setzen Sie mich in Verlegenheit! Antworte ich ja, so werden Sie sagen: welch ein fades Compliment! Antworte ich: mein Fräulein, wer wollte es wagen, Ihnen ein Compliment zu machen — so würden Sie mit Recht bemerken: wie trivial! —

Und jetzt, Herr Graf? Was soll ich auf diese Antwort bemerken?

Nun, meine Gnädigste?

Daß Sie ein Pedant geworden sind, seitdem Ihre Dienerin Sie zum letzten Male gesehen hatte. — Wie gefällt Ihnen dieser Aufenthalt?

Heute entzückt mich alles!

Heute? Soll das wieder ein Compliment, oder vielmehr ein Nichtcompliment sein?

Diesmal nur eine frohe Botschaft!

Hat endlich ein gleichfühlendes Herz das Ihrige eingefangen?

Das wäre eine sehr triste Nachricht. Nein, mein Fräulein, meine Botschaft ist eine andere.

Lassen Sie hören.

Die eine betrifft allerdings zwei Herzen —.

Also doch? Sie haben aber gar zwei Nachrichten?

Die zweite trifft tausend, trifft Millionen Herzen, die ganze civilisirte Welt.

Sie machen mich erstaunen. Sie sprechen sogar feierlich, wie ein Augur.

Möchte ich heute das Auge eines Sehers haben! Aber ich habe es ja. Mein Fräulein, in Paris hat die Freiheit des Volks gesiegt. Das siegreiche Panier wird auch über den Rhein dringen.

Pedant und Enthusiast zu gleicher Zeit! Gott stehe mir bei. — Und weiter wissen Sie mir nichts zu sagen? Ich muß gestehen, ich bin heute Abend in sehr langweilige Gesellschaft gerathen. Der Herr von Behr ist vollends stumm!

Ich, mein Fräulein?

Sie, mein Herr! Sie fahren ja auf, wie aus einem wilden Traume. Ich wette, Sie haben nicht einmal gehört, was für wichtige Nachrichten der Graf aus Paris mitgebracht hat.

In der That, meine Gnädigste —!

Ich sage ja, wenn Ihnen die geistreiche Unterhaltung Ihres Freundes Alten fehlt, so fehlt Ihnen eben Alles, also auch — der Geist.

Der Herr von Behr, sagte der Graf von Arensberg, wird die Revolution schon in anderer Weise erfahren.

Und Sie, mein Herr, erwiderte das Fräulein, scheinen nichts Anderes mehr zu wissen, als Ihre langweilige Revolution. Lassen Sie die Franzosen diese ausfechten. —

Sie wird die Welt durchschreiten, Gnädigste!

Thorheit! Beantworten Sie mir endlich meine Frage, wie es Ihnen hier gefällt.

Ach, mein Fräulein, ich würde Ihnen antworten, daß ich mich hier in einem Feenschloße wähnte, wenn ich nicht Zweierlei fürchten müßte.

Zweierlei gar!

Zuerst muß ein Feenschloß bekanntlich von Feen bewohnt sein, und wollte ich Ihnen gegenüber von Feen sprechen. —

Ich bitte Sie, fahren Sie in dieser, Ihrerseits gewiß gutgemeinten, eben so galanten als pedantischen

Deduction nicht fort. Kommen Sie rasch zu Ihrer zweiten Furcht.

Zweitens hat die Bemerkung mir schon einmal die Anerkennung eingebracht, daß ich ein gebildeter Mensch sei. —

Gewiß war der Herrn von Ritterholm so freundlich.

Zu Ihren Befehlen.

Mein Herr, Sie sind mehr als boshaft, Sie sind unhöflich. —

Das Fräulein schien in der That unwillig geworden zu sein.

Der Graf von Arensberg bemerkte es nicht. Sein Auge war auf die beiden Damen gerichtet, die er schon vorhin fixirt hatte. Sie waren näher gekommen. Der Graf sah nach ihnen mit Zeichen der Ungeduld.

Das Fräulein bemerkte diese wohl. Sie runzelte die Stirn.

Auch Sie zieht es nach der schönen Frau? sagte sie.

Frau? Fragte der Graf.

Bei diesen Menschen ist allerdings bekanntlich viel Räthsel, viel Geheimniß und wenig Gewisses. Sollten Sie aber auch noch bezweifeln, daß die Dame Frau ist —?

Ich verstehe Sie nicht, meine Gnädigste!

Ich spreche von der Generalin von Reuter.

Ich kenne sie nicht.

Ich meine jene Dame am Arme meiner — nun ja, meiner künftigen Schwägerin.

Ich kenne sie nicht, mein Fräulein.

Sonderbar! Niemand will sie kennen, und Alle zieht es zu ihr hin. — Aber halt, mein Herr, waren Sie unhöflich, so will ich wenigstens boshaft sein. Ich bitte um endliche Beantwortung meiner Frage.

Nach diesem Schlosse?

Meinetwegen nach diesem Schlosse.

Ich finde es schön, mein Fräulein. Es hat mich an die schönsten Landsitze des Englischen Adels erinnert.

In der That?

Ich habe endlich einmal eine Aehnlichkeit gefunden. Unser Adel steht im Allgemeinen auch in der Eleganz und Bequemlichkeit seiner Landhäuser weit hinter dem Adel Englands, selbst Frankreichs, zurück.

Nach Ihren Ansichten, die ich oft von Ihnen zu hören die Ehre gehabt habe, müßte Ihnen dies Freude machen.

Darf ich um Erläuterung bitten?

Sie Mann des Volkes halten ja den Adel für Vampyre. Je mehr Luxus nun der Adel treibt —. Doch Ihr scharfer Geist wird mich des Schlußsatzes überheben.

Ach, mein Fräulein, hier kommen wir auf ein anderes Gebiet. Der Luxus des Adels auf seinen

Gütern saugt das Blut des Volkes wahrlich nicht aus. Verderblich für das Volk ist ganz etwas Anderes, ist die politische Stellung des Adels. Doch, mein Fräulein, das sind Dinge, die Sie langweilen. Dennoch müssen Sie die Gnade haben, mir noch Eine Bemerkung zu erlauben. Wissen Sie, warum der Adel Deutschlands in der Schönheit, der Eleganz und dem Comfort seiner Landsitze so weit hinter dem Adel Englands und selbst Frankreichs zurücksteht?

Nein, sagte die Dame gähnend.

Der Grund — aber lachen Sie nicht, meine Gnädigste, der Grund liegt hauptsächlich in der Vielstaaterei unseres deutschen Vaterlandes. Sehen Sie sich besonders einmal diese kleinen Stätchen in Deutschland an, und es gibt deren eine ziemlich große Menge. In jedem gibt es wieder eine Menge von Fürstensöhnen, und jeder von diesen muß sein besonderes Schloß, seine Solitude, seine Favorite, sein Monbijou, sein Tivoli, seinen Stein, seine Burg, seinen Berg haben. Glauben Sie mir, mein Fräulein, es hat mir oftrecht tief und schmerzhaft in das Herz geschnitten, wenn ich durch solch ein kleines Fürstenthum reisete, und auf jedem schönen Berge, in jedem schönen Thale, an jedem schönen Strome ein prunkendes Schloß liegen sah, und auf meine Nachfrage erfahren mußte, das gehört Seiner Hoheit dem regierenden Fürsten,

das Seiner Hoheit dem Prinzen Conrad, das Seiner Durchlaucht dem Erbprinzen, das Seiner Durchlaucht dem Prinzen Anton, oder Ludwig oder Eduard, und wie diese Prinzen weiter hießen. Auch die durchlauchtigsten Prinzessinnen fehlten nicht. Und wer hatte alle diese Schlösser erbauen müssen? Wer anders als das arme Volk! — Doch auch das, mein gnädiges Fräulein, sind ja nur langweilige Dinge. Vielleicht langweilt Sie aber die Moral der Geschichte dieser vielen Fürsten und Prinzen und Prinzessinnen nicht! Es ist eine aristokratische Moral, nemlich einfach die, daß solchen bewandten Umständen nach für prächtige und prunkende Landsitze des Adels in Deutschland nicht viel übrig bleibt. —

Sind Sie fertig, Herr Graf? fragte das Fräulein, in der That so gelangweilt, daß sie selbst die Ostentation der Langenweile vergaß.

Zu Ihren Befehlen!

Gott sei Dank!

So darf ich mich wohl beurlauben?

Er verbeugte sich und ging, ohne eine Antwort abzuwarten.

Er ging zu den beiden Damen, zu denen es ihn in der That schon längst hingezogen zu haben schien.

Die Eine war die feine, zarte Gestalt Elisens von Ritterholm. Der Blick der jungen Dame war kaum noch blos schwermüthig zu nennen; er zeugte von

einem tiefen inneren Schmerze. Ihre Wangen waren von einer fast schreckhaften Bläſſe überzogen. Ihre Haltung war gebeugt. Niemand hätte in ihr die Braut geahnt. Wer ſie erkannte, der mußte wenigſtens die Ueberzeugung gewinnen, daß ſie keine glückliche Braut ſei. Das Bild von einer geknickten Blume iſt ein verbrauchtes. Es iſt indeß auch ein ſo bezeichnendes, daß man bei dem Anblicke eines von dem Schmerz der Seele gebrochenen zarten Weibes unwillkührlich darauf zurückkommt.

Eliſe von Ritterholm ruhete an dem Buſen einer jungen Frau, die in der vollen ſchönen Blüthe des zwar nicht mehr knoſpenden, aber kaum entwickelten Lebens ſtand. Die Figur war voll und doch fein. Die Züge des Geſichts waren edel und anmuthig; eine außerordentlich zarte Friſche der Haut erhöhete ihren Reiz. In den tiefdunkelen Augen brannte ein geheimnißvolles Feuer. Es wurde Einem klar, wenn man hineinſah, daß ſie bezaubern könnten, daß ſie, wenn ſie nur wollten, bezaubern müßten; aber es befiel Einen zugleich ein faſt banger Zweifel, ob dieſe Bezauberung das höchſte Glück, oder das tiefſte Verderben bringen werde.

Auf der jugendlichen Gefährtin ruheten die geheimnißvollen Augen mit dem Ausdrucke eines ſchmerzvollen Mitleidens.

Die Gruppe der beiden Damen bot das Bild zweier Schwestern dar, von denen die jüngere den lange verborgenen, nagenden Schmerz ihres Inneren der älteren mittheilt, und diese, vergebens kämpfend mit dem eigenen Schmerze über den Schmerz der unglücklichen Schwester, zugleich vergebens sich bemühet, zu trösten, wo kein menschlicher Trost möglich ist.

Die Damen hatten sich zurückgezogen hinter ein dichtes Gebüsch von Bäumen, die, von Schlingpflanzen durchzogen, eine Art von Grotte oder Laube bildeten. Das Auge der Vorübergehenden konnte sie hier nicht erreichen, wenn es nicht unbescheiden spähete.

Der Graf Arensberg begab sich zu ihnen.

Er wandte sich an Elise von Ritterholm.

Mein Fräulein, redete er sie an, der Schmerz, sagt man, habe etwas Heiliges. Ich muß dennoch in Ihren Schmerz hineingreifen. Mögen Sie nicht sagen, daß ich es mit roher, verletzender Hand gethan habe.

Die Hand der Freundschaft, erwiderte die Angeredete, indem sie sich erhob, kann nie eine verletzende sein.

Sie beruhigen mich, Elise, indem Sie der Freundschaft noch vertrauen. Ihr Vertrauen soll nicht betrogen werden.

Sie bringen mir Nachrichten, Herr Graf?

Sie sah ihn fragend an.

Er gab ihr einen fragenden Blick zurück, der zugleich über die Dame glitt, die an ihrer Seite stand.

O, sprechen Sie, Herr Graf. Meine Freundin, Frau von Reuter, meine beste, meine einzige Freundin, darf alles hören, sie muß es hören.

Felsen ist gerettet! sagte der Graf.

Gerettet? O Gottlob! Gerettet? Frei?

Gerettet! Frei!

Frei! Frei! Oh, es ist wohl ein schönes Wort! — Aber ich gefesselt! Gefesselt auf ewig!

Ich habe Felsen gesprochen.

Erzählen Sie! Erzählen Sie von dem theuren Freunde!

Er kennt nur Einen Wunsch, er hat nur Eine Bitte an Sie: muthig und stark zu sein!

Elise von Ritterholm schüttelte schmerzlich den Kopf.

Er glaubt noch an Muth und Kraft bei mir? Bei mir, die so schwach, so feige ihn und mich selbst verrathen hat?

Felsen glaubt an Ihr schönes, reines und edles Herz. Dieser Glaube wird stets das Glück seines Lebens sein.

Es sind Worte, Herr Graf. Worte! Worte! Muß sein starkes, muthiges Herz mich nicht verachten?

Elise, Felsen vertrauet auf Ihren Muth. Er rechnet darauf. Er ehrt das Opfer der reinsten kindlichen Liebe. Das Glück seines Lebens, ich wiederhole es, wird es sein, wenn er hört, daß Sie es mit Muth bringen und tragen.

Gefesselt auf ewig! Ohne Hoffnung! Die Hoffnung ein Verbrechen!

Die Hoffnung ist nie ein Verbrechen, so lange das Leben selbst nicht zum Verbrechen geworden ist.

Die Generalin von Reuter nahm das Wort.

Mein Herr, sagte sie in einem fast strengen Tone zu dem Grafen. Meine unglückliche Freundin hat Recht. Die Hoffnung wäre für sie ein Verbrechen. Sie darf für dieses Leben auf keine Hoffnung mehr bauen.

Ich verstehe Sie, gnädige Frau, erwiderte der Graf. Dennoch muß ich mir erlauben, Ihnen zu widersprechen. Ich fühle mich wohl fähig, mich für eine Idee zu opfern. Ich kann auch schwärmen für Ideale. Aber für ein vertrocknetes, steriles Ideal das frische, lebensvolle praktische Leben aufzugeben, das ist nicht meine Sache. Die Hoffnung ist das frischeste, lebensvollste Element des Lebens. Sie steht selbst dem prosaischesten, genußsüchtigsten Menschen über dem Genusse. Sie ist noch mehr, sie ist das nothwendigste, unzertrennlichste Element des Lebens; ein so unzertrennliches, daß ich

es für unmöglich halte, Jemanden auf ein Aufgeben der Hoffnung hinweisen zu wollen.

Die Gräfin erröthete. War es aus Unwillen? War es, weil sie von der Wahrheit der Worte des jungen Mannes sich getroffen fühlte?

Aber auch Er hat mich auf ein Leben ohne Hoffnung angewiesen! sagte die Braut.

Felsens edles, großes Herz, entgegnete der Graf, hindert ihn oft, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Meine theure Elise, Sie bringen ein schweres, großes Opfer. Sie bringen es einer Idee. Auch ich ehre das. Allein die Hoffnung dürfen, können Sie nicht von sich werfen. Das Leben ist so voll Wechsel, voll Zufall, voll Launen, oder wollen Sie es anders, denn ich sehe, meine gnädige Frau, Sie runzeln die schöne Stirn — es waltet darin eine so weise und so gerechte Vorsehung, daß ich es für Thorheit, selbst für Unglauben, für Gotteslästerung halten müßte, wenn der Mensch an einem Eintreten des Wechsels, der Laune, oder an einem Walten der Vorsehung zu seinen Gunsten verzweifeln wollte. Ich mag jetzt, meine Freundin, mit etwas roher Hand in Ihren Schmerz hineingreifen, wiewohl es wahrlich meine Absicht nicht ist. Aber was die Liebe von Ihnen verlangt, muß auch die Freundschaft von Ihnen fordern: Sie haben das Opfer einmal gebracht, tragen Sie nun auch

muthig und stark an Ihren Fesseln, und damit Sie es können, nähren Sie in ihrem Herzen täglich die Hoffnung, daß diese Fesseln nothwendig einmal wieder gesprengt werden müssen.

Mein Herr! sagte die Gräfin, jetzt in der That unwillig.

Haben Sie den Glauben an die Vorsehung, fuhr der Graf mit Nachdruck fort.

Elise, sagte die Frau von Reuter, ist das der Graf von Arensberg, Dein und Felsens Freund?

Und hoffentlich, antwortete für die Braut der Graf, da Sie die Freundin Elisens sind, auch der Ihrige.

Die Generalin warf auf den jungen Mann einen Blick, der ein sonderbares Gemisch von Entrüstung, Stolz und Ueberraschung enthielt.

Schonen Sie heute meine Freundin, mein Herr, sagte sie.

O, meine Gnädige, erwiderte der Graf mit Gefühl, glauben Sie denn, ich hätte hier ein einziges Wort gesprochen, das nicht darauf gerichtet gewesen wäre, unsere Freundin, denn mit Stolz nenne ich Elisen auch meine Freundin, in ihrem innersten Wesen aufzurichten?

Es traf ihn ein zweifelhafter Blick der Generalin.

Er fuhr fort: Es ist ein herbes Schicksal, dem Elise entgegengeht, freiwillig entgegengeht. Es wäre

Thorheit, es wäre Vermessenheit, ihr das zu verhehlen, oder die grellen Farben ihrer Zukunft in einander verwischen zu wollen. Unsere Freundin selbst kennt jenen rohen Menschen, dem ihr Leben anvertraut ist, sie kennt die selbstsüchtige, herzlose Familie, der sie künftig angehören soll; sie kennt das Herz des edlen Mannes, das sie nicht zerrissen, nein, dessen Kraft sie zu neuen Thaten angespornt und gestählt hat, das aber dennoch tief trauert um ihretwillen; sie kennt ihr eigenes Herz, das sie nicht zerreißen soll, das sie stärken, das sie gleichfalls stählen soll für Ungemach und für Leiden, für die Kämpfe des Weibes, damit es kräftig geblieben sei, wenn einst die Stunde des Glückes schlägt. Es bedarf starker, kräftiger Mittel dazu. Möchte ich dafür gearbeitet haben.

Er nahm die Hand Elisens von Ritterholm und drückte sie innig.

Die Braut richtete sich auf, wie von einem andern Geiste getragen, als bisher.

Der Blick, den die Generalin von Reuter auf den Grafen von Arensberg richtete, war ohne Stolz und ohne Entrüstung, aber noch nicht frei von Ueberraschung.

Und nun, sagte der Graf weiter zu der Braut, und nun, meine theure Elise, zeigen Sie auch äußerlich Muth und Kraft. Eduard ist gerettet, frei. Zwar jetzt noch jenseits der Grenze seines Vaterlandes, das,

oder vielmehr dessen Regierung freie Männer nicht duldet. Aber bald, vielleicht schon in wenigen Tagen, wird der Entflohene, der Verfolgte im Triumphe zurückkehren, selbst triumphirend zu dem triumphirenden Volke, um uns Allen die Freiheit zu verkünden. In Paris hat die Revolution gesiegt. Der König ist entflohen. Die Republik ist proklamirt. In wenigen Tagen wird die Freiheit auch die Grenzen Deutschlands überschritten haben.

Die Generalin von Reuter zuckte heftig zusammen.

Die Augen Elisens von Ritterholm gewannen Leben.

O, sagte sie. Darf ich darin nicht die Hand der Vorsehung erkennen, von der Sie vorhin sprachen? Welchen reichen Ersatz bekommt Felsens Herz!

So sollen alle unglücklichen Fesseln gesprengt werden! rief der Graf mit einem unzweifelhaft wahren Feuer aus. —

Sehr eilig kam der Herr von Ritterholm herbeigelaufen. Der kleine Mann sah außerordentlich heiter und fröhlich aus.

Meine Damen! Exzellenz, Frau Generalin! Sputen Sie sich! Der Polterabend beginnt! Superbe lebende Bilder! Superbe! Ich darf nur nichts verrathen! Die Herrschaften werden überrascht werden. Ganz etwas Neues wird es geben. Sie werden schauen

Ihr Wunder! Dort in dem großen Salon ist die Aufführung! Eilen Sie hin! Eilen Sie hin!

Er eilte weiter, bis zu dem Ende des Gebäudes, um in gleicher Weise auch seine übrigen Gäste zu dem Schauspiele einzuladen.

Die Menge der Gäste strömte nach dem großen Salon. Auch was noch im Schlosse zurückgeblieben war, fand sich ein. Selbst der Oberforstmeister und seine Genossen fehlten nicht. Rief das Gebot der Etikette sie? Oder das Bedürfniß, auch bei ihrer edelsten Beschäftigung zuweilen eine Pause zu machen?

In dem Salon, der durch die schönsten, frischesten Bäume des Südens gebildeten Rotunde, und zwar nach dem oberen Ende hin, stand auf einem großen runden Teppich in den die wunderlichsten Gestalten aus den Reichen der Natur, der Kunst und der Phantasie gewirkt waren, ein einzelner Mann. Er war angethan mit einem weiten, faltenreichen, gleichfalls mit den wunderlichsten Figuren bunt übersäten Talare; auf seinem Haupte saß eine hohe, spitz zulaufende Mütze; in seiner Hand hielt er einen kurzen, mit dem Bilde einer Schlange umwundenen Zauberstab.

Es war ein kleiner Mann, dieser Zauberer, und wenn gleich der Anzug seine Gestalt verbarg, so glaubten doch aus seiner Beweglichkeit diejenigen, die den Lieutenant von Alten kannten, den Schluß ziehen zu dürfen,

daß Niemand anders als dieser tapfere, kleine Offizier der Zauberer sei.

Auch das Fräulein Amalie von Brunek schien dieses Glaubens zu sein; denn sie sagte alsbald neckend zu ihrem Begleiter:

Ah, Herr von Behr, da ist ja Ihr witziger und geistreicher Freund Alten. Jetzt wird auch Ihr Geist wieder da sein.

Das Gesicht des Herrn von Behr verzog sich etwas unwillig, und er warf einen scheuen und raschen Blick nach seiner linken Seite, wo dicht neben ihm die Generalin von Reuter stand.

Auch die Dame sah in demselben Augenblicke nach ihm hin, und wieder begegneten sich die Augen Beider.

Der Herr von Behr erröthete.

Die Generalin wandte, ohne im Geringsten überrascht zu sein, den ruhigen, klaren Blick, der trotz seiner Klarheit doch ein tiefes Räthsel zu sein oder zu verdecken schien, nach ihrer Begleiterin, Elise von Ritterholm, zurück.

Fräulein Amalie von Brunek sah das Begegnen der Blicke der Beiden, und das Erröthen des Herrn von Behr. Sie verfärbte sich. Von ihren Wangen wich auf einen Augenblick das zarte Roth; die zusammengebissenen Lippen wurden dagegen auf einen Augenblick bluthroth.

Sie sprach nichts.

Der Zauberer gebot mit einem Winke seines Stabes Ruhe. —

Die tiefste Stille herrschte rings um ihn.

Er erhob seine Stimme. Es war die klare, jugendliche Stimme des Herrn von Alten. Sie sprach in dem Pathos eines Jahrmarktsdeklamators.

Ein vielfaches Ach der befriedigten Ahnung, oder auch der Ueberraschung durchflog die Gesellschaft. Mit Entzücken strömte es von den Lippen der jungen Damen, deren Liebling der kleine Offizier ohne Zweifel bereits geworden war.

Meine weisen Herrn und meine schönen Damen! sprach der Zauberer. Ich sage nicht meine schönen Herrn und meine weisen Damen! Sie Alle werden einsehen, warum das nicht. Die Schönheit in diesem verehrungswürdigen Kreise wird es einsehen, wenn sie ihre Augen auf die Weisheit in diesem Kreise wirft, — und die Weisheit würde es einsehen, wenn es ihr vergönnt wäre, ihre Gestalt in dem Spiegel der Augen der Schönheit in diesem Kreise zu sehen. Sie werden vielleicht sagen, hierin sei kein Sinn! Darauf kommt es aber nicht an, wenn nur Geist darin ist. — Meine Herren und meine Damen! Ich habe aber auch nicht gesagt: meine schönen Damen und meine weisen Herren! Denn wohl kann die Schönheit Weise zu

Thoren, aber nie kann sie Thoren zu Weisen machen. Dagegen kann nur ein Thor die Schönheit verschmähen, und nur ein Weiser kann sie wahrhaft erkennen und verehren. Darum muß ich der Weisheit den Vorzug vor der Schönheit geben. Hierin werden Sie vielleicht noch weniger Sinn zu entdecken vermögen. Glauben Sie mir aber, es liegt um desto mehr Geist darin. — Meine weisen Herren und schönen Damen! Ich muß Ihnen vor allen Dingen sagen, wer ich bin. Dem Aeußeren nach werden Sie mich für einen Zauberer halten. Allein wenn es auch in diesen Zeiten der Polizei noch nicht gelungen sein mag, daß ein Jeder nur das ist, was er zu sein scheint, daß also kein Schein mehr trügt, so ist es doch der Polizei desto mehr möglich geworden, alle Zauberei aus der Welt zu verbannen. In einem vernünftigen und ordentlichen Staate darf es aber auch in der That, sowie keine Romantik, zum Beispiel Entführungen, heimliche Trauungen und dergleichen, so auch keine Zauberei mehr geben. Wie wollte die Polizei mit ihrem Regimente sonst fertig werden können! Deshalb, meine Herren und Damen, bin ich kein Zauberer, eben weil ich keiner sein kann. Was ich denn nun eigentlich bin? Ich bin einfach ein Prologus. Wie die Skeptiker behaupten, sind am Ende auch die alten Zauberer nichts anderes gewesen. — Meine weisen

Herren und schönen Damen! Nachdem Sie mich jetzt kennen, darf ich Ihnen wohl kaum nur noch sagen, was Sie von mir zu erwarten haben. Wir feiern hier morgen ein Hochzeitsfest, und also — denn auf das V folgt das W, das ist die Ordnung im A B C — heute einen Polterabend. Woher nun der Polterabend stammt, das kann ich Ihnen zwar nicht sagen; denn im Conversations-Lexikon, das ich und meine Freunde nachgeschlagen, haben wir nichts darüber finden können. Was der Polterabend aber bedeutet, das wissen Sie Alle selbst, auch ohne Conversations-Lexikon. — Meine weisen Herren und meine schönen Damen! Sie werden also allerlei kurzweilige Stücklein und Geschichtchen aus dem Leben des Helden sowohl des heutigen als morgenden Tages hier zu sehen bekommen. Nicht auch der Heldin; denn, meine Herren und Damen, das Leben einer jungen, tugendhaften Dame enthält keine Momente für eine Darstellung durch junge Gardeoffiziere, früh zu Greisen gewordene Kammerjunker und dergleichen Personen. — Meine weisen Herren und meine schönen Damen! Die Stücklein und Geschichtchen, die Sie hier werden aufgeführt sehen, werden, und zwar in einer ganz neuen Manier, durch meinen Zauberstab hervorgezaubert werden. Nach dem, was Sie über meine Eigenschaft als Zauberer schon wissen, werden Sie sich aber gar

nicht verwundern, wenn Sie finden, daß Alles dabei und darin ganz natürlich ist. Selbst der Prologus, den ich Ihnen als Prologus halte und halten werde, ist auf natürliche Weise unter Schweißtropfen einer ganz natürlichen Anstrengung vieler braven Männer, zu Stande gekommen. Er kommt nicht auf Jamben, oder Trohäen, sondern auf ehrlichen prosaischen Füßen zu Ihnen; aus dem einfachen Grunde, weil uns jenes noch mehr Anstrengung würde gekostet haben. — Sie sehen, meine weisen Herren und schönen Damen, der Prologus, der die Ehre hat vor Ihnen zu stehen, ist heute wenigstens sehr bescheiden, was sonst seine Sache nicht zu sein pflegt.

Der Prologus schwieg.

Einige schelmische junge Damen klatschten bei seinen letzten Worten laut kichernd in die schönen kleinen Hände.

Der Herr von Alten macht seine Sache ganz gut, flüsterte der Kammerherr von Barleben mit wichtiger Miene seiner dürren Nachbarin, einer Hofdame zu. Der Prolog ist aber auch in der That nicht ohne Witz.

Sie gehören wohl zu den Mitarbeitern? fragte die dürre Dame mit einiger Bosheit.

Der Kammerherr schien die Bosheit nicht zu bemerken, denn er antwortete mit vergnügter Bescheidenheit: Nur wenig, nur ein klein wenig, meine Gnädige!

Sie sind stets zu bescheiden, Herr von Barleben!

An einer anderen Stelle sagte der dicke Oberforstmeister zu seinem weingerötheten Nachbar: Ich fürchte, die Geschichte wird verzweifelt langweilig werden.

Ich auch, antwortete der Nachbar.

Der Prologus erhob wieder seinen Zauberstab und sprach:

Der Polterabend, wenn wir auch seinen Stammbaum nicht kennen, ist jedenfalls eine Sitte unserer Väter und Mütter. Und indem wir dieser Sitte hier huldigen, lassen Sie uns ihr auch ganz huldigen. Deshalb lade ich vermöge meines Amtes, nicht als Zauberer, sondern als Prologus, das sehr zu verehrende weise und schöne Brautpaar ein — denn die Schönheit der Braut, meine Herren und Damen, leuchtet glänzend vor Ihnen Allen; der Bräutigam muß aber aus dem Grunde weise sein, weil er ein Theil von Ihnen ist, meine weisen Herren, und weil nach allen Grundsätzen der Weisheit das, was das Ganze durchdringt, auch nothwendig jeden einzelnen Theil des Ganzen durchdringen muß. Das weise und schöne Brautpaar lade ich daher ein, auf jenen beiden Plätzen dort Ihren Platz einzunehmen, und zwar die Braut auf dem Thronsessel und der Bräutigam auf dem bescheidenen Bänkchen daneben. Diese uns von unseren Voreltern überlieferte Sitte bezeichnet eine weise Einrichtung der

Natur. Sie erinnert uns, daß allen entgegenstehenden Aussprüchen zum Trotze das Regiment und der Thron in der Welt dennoch der Frau gebühren. Denn alles, was in der Welt regiert, ist ja weiblichen Geschlechts. Der Beweis liegt auf der Hand. Wer hält und regiert eigentlich den Staat? Die Polizei ist es, und die Censur, die Kirche, und die Justiz, dort wo sie dazu gerechnet werden kann. Selbst der Soldat wird ja wieder von der Disciplin regiert. Eine gute Disciplin ist am Ende der Kern alles Regiments.

An dem oberen Ende des Saales standen auf einer erhöheten Stelle ein Thronsessel von blauem Sammet, reich mit Silber dekorirt, und links daneben ein Tabouret von grüner Seide. Vor beiden lag ein kostbarer Teppich. Man konnte von dort aus den ganzen Saal übersehen.

Der Bräutigam stand in einem Kreise junger Männer. Die Einladung des Zauberers, obwohl er gewiß auf sie vorbereitet war, schien ihm nichts weniger als willkommen zu sein.

Hole der Teufel solche Sitten! sagte er.

Keine Rose ohne Dornen! erwiderte ihm lachend einer der jungen Männer.

Rose?

Wäre Deine schöne Braut keine Rose?

Eine verzweifelt welke.

Eine Knospe!

Auch Rosenknospen können schon welken.

Nun, jedenfalls denn doch eine goldene und diamantene.

Das ist freilich ein Trost!

Er begab sich zu der Braut.

Muth! flüsterte die Frau von Reuter in das Ohr der Erbleichenden und Zitternden.

Meine Freundin, wie ist das Herz mir schwer!

Muth! Ich werde in Deiner Nähe sein.

Entsetzliche Ahnungen drücken mich. Es ist mir, als solle auf jenem Platze das Schicksal meines Lebens auf eine furchtbare Weise entschieden werden!

Der Herr von Brunek bot ihr seinen Arm, und führte sie zu dem Thronsessel.

Er setzte sich an ihre Seite auf das niedrige Tabouret.

Im Saale herrschte eine tiefe Stille. Nicht auf den Befehl des Zauberers. Ein wirklicher Zauber schien auf einen Augenblick alle Gemüther befangen zu haben. Der Eindruck, den eine plötzlich hell und klar werdende tiefe Ueberzeugung macht.

Wer das Paar ansah, wie es da neben einander saß, der Bräutigam ein Bild des rohen Uebermuths, die Braut, bleich, krankhaft aufgezehrt, nicht durch Leiden des Körpers, sondern durch nagenden Schmerz

der Seele, wer sie so sah, der konnte unmöglich, und wenn er auch selbst roh und übermüthig war, der heftigen Erschütterung sich erwehren, womit schon der Anblick des Contrastes sein ganzes Innere durchzuckte.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen, rief der Zauberer mit erhöheter Stimme. Es wird sich jetzt ein herrliches Bild vor Ihren Augen entfalten. Sie Alle wissen, welch ein geplagtes Geschöpf, schon von Kindesbeinen an, der Mensch ist. Es steht schon in der Bibel. Wenn alles andere Gethier auf der Welt in Freuden und ohne Mühen und ohne Sorgen aufwächst und lebt, so muß der Mensch sich quälen und plagen, von der frühesten Kindheit an bis zu der Stunde hin, in der man ihn endlich zur ewigen Ruhe zwischen die bekannten Bretter legt, die man freilich auf einem Polterabend nicht nennen darf. Diese Plage, diese Qual des Menschen ist seine Strafe dafür, daß er die hohe Gabe der Vernunft hat. Ich hoffe, meine Herren und Damen, Sie werden beistimmen, daß in diesem Satze sowohl Sinn als Geist enthalten ist. Die Strafe der Vernunft ist die Qual. Ueberall wo Vernunft ist, sehen Sie Arbeit, Mühe und Qual. Sie sehen diese nicht, wo Sie keine Vernunft sehen. So lange das unvernünftige Thier für sich allein oder nur bei anderen unvernünftigen Thieren ist, lebt es frei, frei von Arbeit, frei von Qual. So wie der

vernünftige Mensch es in seine Hände bekommt, muß es arbeiten, muß es sich quälen. Es muß sich quälen für den vernünftigen Menschen, also für die Vernunft. Und der vernünftige Mensch, wie wird er gequält von der Vernunft, Tag ein, Tag aus, vom Anfang bis zum Ende! Und je vernünftiger er ist, desto mehr. Ein Freund von mir — Prologus bemerkt dies auf seine eigene Verantwortlichkeit — würde sagen: Desto mehr, von je höherer, feinerer Race er ist. Das bleibt sich aber am Ende gleich; denn der Racenunterschied besteht eben nur in einem Bischen mehr oder weniger Vernunft. Nun werden Sie aber zugeben, meine Herren und Damen, daß der arme Edelmann so ziemlich von der besten Race ist, um mit meinem Freunde zu reden. Ich sage: der arme Edelmann, denn ist der nicht der ärmste Mensch, dessen Loos schon von frühester Jugend an, die schwerste Arbeit und Qual ist? Nun sehen Sie sich aber einmal ein solch junges Edelmännchen an; greifen Sie zurück in den Busen Ihrer eigenen Jugend, meine weisen Herren! Wie hat man Sie gequält von dem ersten Tage Ihrer Erinnerung an, ja noch früher! Wie hat man, während der Bursch der geringeren Racen das Glück hatte, wild wie der Vogel in der Luft und der Fuchs im Walde aufwachsen zu können, während er auf der Straße, im Hofe, im Felde, im Busche, seine Glieder

gebrauchen und herumtummeln konnte, wie der liebe Gott sie ihm hatte wachsen lassen, während es keinem Menschen einfiel, ihm den Körper und den Geist zu dressiren, wie hat man unterdessen Ihren Körper und Ihren Geist, meine Herren, in Zwangsjacken aller Art eingezwängt und eingesperrt! Wie Sie kaum Schuhe tragen konnten, klemmt man Ihnen schon die Füße enge darin ein, damit der Fuß recht aristokratisch klein bleibe. Als Sie die Füße kaum setzen konnten, wurden sie Ihnen schon gewaltsam nach auswärts gereckt, damit Sie einen vornehmen Gang bekämen. Als Sie ein paar Jahre älter geworden waren, zwängte und reckte man Ihnen den ganzen Körper, um Ihnen eine andere Haltung zu geben, als die geringeren Racen sie zu haben pflegen; und damit die Höhe Ihrer Race sich auch durch die Höhe Ihrer Leibesgestalt für Jedermann erkennbar an den Tag lege, hing man Sie täglich mit den Händen an einem Querbalken auf, und beschwerte Ihre Füße mit schweren Gewichten, damit der Leib sich recht hübsch auseinander recke. Dabei mußten Sie tanzen und reiten und exerziren lernen. Aber alle diese Strapazen des Körpers waren nichts gegen die geistigen Qualen, die man Ihnen zufügte. Da mußten Sie Buchstaben, Sylben, Worte, Sätze, und Perioden lernen, sowohl denken, als lesen, als schreiben. Da mußten Sie deutsch,

da mußten Sie französisch lernen, ja sogar musa die Kunst, und amo ich liebe, was Ihnen am Ende auch damals schon nicht so schwer geworden wäre, wenn es nur nicht hätte auf Lateinisch geschehen müssen. Ich glaube sogar, Viele von Ihnen, meine weisen Herren, hat man barbarischer Weise noch mehr lernen lassen, oder wenigstens lernen lassen wollen, brodlose Künste für einen Edelmann, als da sind Geographie, Geschichte, gar Logik und Metaphysik, und wie diese Sachen weiter heißen. Und dabei, meine Herren, bei allen diesen geistigen und körperlichen Anstrengungen und Qualen durften Sie sich nicht einmal satt essen; Sie mußten hungern, jeder Bissen wurde Ihnen sorgfältig vorgezählt und vorgewogen, damit Sie nicht ein zu bäuerisches Ansehen bekämen, sondern ein hübsch vornehm bleiches Ansehen und eine vernünftig aristokratisch schmale Taille behielten. — Meine Herren, erinnern Sie sich nicht mit Schauder aller dieser Quälereien, die man mit Ihnen vorgenommen hat, um der Vernunft willen, um, wie man sagte, vernünftige Menschen und Edelleute aus Ihnen zu machen? Und wenn Sie sich ihrer erinnern, erinnern Sie sich dann nicht zugleich jenes nichtswürdigen, bleichen, hohlwangigen und hohläugigen Barbaren mit struppigem Haar, mit krummem Rücken, mit schiefen Beinen, schiefer Taille und schiefen Schultern, mit schmierigen

Stiefeln, geflickten — o der Schande, geflickten Inexpressibels und abgeschabtem schwarzen Rocke, dieses Barbaren, von dem meist alle Quälereien ausgingen, und der bei allen ohne Ausnahme seine rohe Hand im Spiele hatte? Meine Herren, es gibt eine Sorte, oder wie mein Freund sagt, eine Race von Menschen, die nur zum Schrecken der jungen Edelleute auf der Welt sind. Es sind die Hofmeister, meine Herren! Ich will Ihnen diese Race nicht beschreiben. Sie Alle kennen sie ja. Aber fragen will ich Sie, kann es für einen jungen Edelmann einen boshafteren, quälenderen, närgelnderen, hinterlistigeren, kaltherzigeren Menschen geben, als seinen Hofmeister? — Meine weisen Herren und schönen Damen, das hatte auch unser Freund am Throne dort erkannt. Und, thatenkräftig wie er ist, hat er es nicht blos erkannt, er hat es auch gerächt. Ja, er hat sich, er hat Sie, er hat uns Alle, er hat den ganzen Adel der Menschheit gerächt an — jener Race. Er hatte seinen unvermeidlichen Hofmeister. Es war ein alter Mann. Das struppige Haar war ihm schon sehr dünn und weiß geworden. Die schiefen Beine und der schiefe Leib waren sehr mager, und der Rücken war fast unanständig krumm. Auch war der Mann bleich und hohläugig, mehr als es sich wohl gebühren mochte. Der Mann hatte sein ganzes Lebenlang junge

Edelleute gequält, und das mochte ihm denn wohl selbst etwas sauer geworden sein. Auch soll er sich sonst viel haben härmen und darben müssen. Der Bösewicht quälte nun unseren Freund desto mehr, je weniger dieser vermöge seiner freien, ursprünglichen und kräftigen Natur sich wollte quälen lassen. Dafür hatte er denn ohne Zweifel eine derbe Züchtigung verdient. Und diese wurde ihm. Zwar nicht mit Rehposten — verzeihen Sie das Extempore des Prologus, — aber auf andere Art. Der Bösewicht hatte sein Kämmerlein oben in den Mansarden, drei Treppen hoch. Er pflegte, weil er ein sehr gelehrter Mensch war, stets tief in Gedanken zu gehen, auch wenn er zu seinem Kämmerlein hinauf ging. Dabei konnte er nicht recht fest und sicher mehr auftreten; sein Gebein war ihm schon etwas zu morsch geworden. Auf alles dieses baute unser Freund seinen Plan der Züchtigung. Er legte nemlich oben auf die vorletzte Treppe eine gewisse Quantität Erbsen; diese bestreute er sorgfältig mit Asche, so daß man sie an der dunklen Mansarde nicht sehen konnte. Als nun der Hofmeister von einem Spaziergange, den er gemacht hatte, zurückkehrte, und müde, schwer und mühsam die drei Treppen hinaufstieg, und oben an der vorletzten Stufe angelangt war, da, meine Herren und Damen, da geschah natürlich, was nicht ausbleiben konnte, und

was sich Ihren Augen jetzt darstellen wird. Es erfolgte eine equilibristische Kunstübung, dergleichen vorher noch nie gesehen worden. Die Moral der Geschichte aber war, daß der agitirende, wenn auch nicht active Held derselben von seinem Quälgeiste befreiet wurde und in die Reihe jener glücklichen Menschen eintrat, die man Kadetten nennt.

Schauen Sie auf, meine Herren und Damen! rief der Zauberer plötzlich mit sehr lauter Stimme, indem er sich rasch rechtsum wandte und mit seinem Zauberstabe in die Höhe zeigte.

Niemand war nach jener Seite hin achtsam gewesen. Jedermann war daher überrascht.

Hoch oben fast an der Decke des Gebäudes ragte über den Bäumen eine schmale Treppe hervor. Ein alter, dürrer, schwacher Greis erstieg sie langsam, schwerfällig, augenscheinlich mit Anstrengung seiner wenigen Kräfte. Ein gelockter Knabe verfolgte durch das Geländer lugend, seine Schritte mit erwartendem, schelmischem Lächeln. Als der alte Mann die vorletzte Stufe der Treppe erreicht hatte, glitschte er aus. Eine Menge von Erbsen flogen prasselnd die Stufe herunter. Hinter und mit den Erbsen flog der alte Mann, der sich vergebens bemühte das Geländer der Treppe zu erfassen um sich daran fest zu halten. Der alte Mann kollerte die ganze Treppe herunter und beschrieb auf seinem Wege mit

Händen und Füßen in der Luft die sonderbarsten Figuren. — Der schelmische Knabe klatschte in die Hände.

Das alles stellte sich so durchaus natürlich dar, daß im ersten Augenblicke fast sämmtliche Damen vor Schreck laut aufschrieen und daß dann die bekannte Sekunde der plötzlichen angstvollen und athemlosen Stille eintrat. Das Herunterkollern, Purzeln und Fallen war aber zugleich so kunstvoll geschehen, daß dem kurzen Schweigen alsbald das lauteste Entzücken der Bewunderung folgte.

Superbe! Magnifik! Ausgezeichnet! lautete es von allen Seiten.

Bei Gott! Ein künstlicher Fall! rief eine schmachtende Dame.

Ein Meisterschuß! versicherte der Oberforstmeister!

Bei dem ewigen Gott! rief laut der Enthusiast.

Hat er mich doch erschreckt! Aber wie herrlich, wie herrlich! rief der Herr von Ritterholm.

Der Herr von Herbart hat seine Sache terribel vortrefflich gemacht. Finden Sie das nicht auch, meine Gnädige? fragte der Herr von Barleben seine Nachbarin.

Also der Herr von Herbart war der alte Mann? fragte die Dame.

Er! der erste, Reiter, Fechter und Jäger in der Armee!

Der Herr von Herbart ein Schulmeister! lachte eine frische junge Dame.

Auch eine Moral von der Geschichte! versicherte, in das Lachen einstimmend, der Kammerherr.

Der Zauberer schwang wieder seinen Stab.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen! rief er in seinem deklamirenden Tone. Prologus und seine Freunde beabsichtigen Ihnen nur wichtige Ereignisse aus dem Leben unseres Freundes vorzuführen, die auf sein Schicksal und dessen Wendungen von einem entscheidenden Einflusse gewesen sind. Das erste haben Sie gesehen. Bereiten Sie Ihre Gemüther auf das zweite vor.

Der ehrwürdige Zauberer unterbrach sich selbst in seiner Rolle.

Alle Wetter, was ist denn das? rief er mit seiner natürlichen Stimme.

Das steife Wesen, das seine Rolle und sein Anzug mit sich brachten, konnte die lebhaften Augen des kleinen Offiziers nicht hindern, fortwährend nach allen Seiten hin sich in Bewegung zu setzen. So hatte er sofort die fremdartigen Bestandtheile bemerkt, die sich geräuschlos und von den Anderen ungesehen, der Gesellschaft genähert hatten.

Es waren dies sechs junge Bauermädchen. Sie waren in ihrer Festtracht hoch aufgeputzt, mit ihren kurzen, in tausend Falten gelegten rothwollenen Röcken, die nur wenig über die Kniee herunterreichten, mit

weißen, gelb und blau kunstvoll gezwickelten Strümpfen, mit breiten beschnallten Schuhen, mit dunkelblauem Mieder und hellgrüner Schürze, mit weitmaschigen gestrickten Handschuhen von weißem Zwirn, die Haare in zwei langen dicken Zöpfen herunterhängend, und die Enden der Zöpfe mit breiten, bunten seidenen Bändern durchflochten. So hatten sie sich aufgeputzt, die Eine ganz gleich wie die Andere. Und Alle sahen sie, trotz des baroken Aufputzes hübsch und allerliebst aus, denn sie hatten frische, anmuthige Gesichter, helle, klare Augen und volle, fernige Taillen.

Der Zauberer schien sich schnell in seine Rolle wieder hineingefunden zu haben, freilich indem er sie zugleich mit einer anderen vereinigte.

Prologus, rief er, den Deklamator des Jahrmarkts wieder nachahmend, Prologus ernennt hierdurch den Herrn von Barleben zu seinem diensthuenden Kammerherrn und befiehlt ihm, sich zu jenen stattlichen fremden Damen zu begeben, und sie geziemend zu fragen, wer sie sind, von wannen sie kommen, und was ihr Begehr allhier!

Der Kammerherr stutzte einen Augenblick, überrascht und unschlüssig, sogar mit einem Anschein von Verlegenheit. Ein Kammerherr kann sehr leicht der Gegenstand des Spottes werden und die Gefahr der Lächerlichkeit ist dennoch bekanntlich für ihn die größte.

Er mochte indeß schnell herausfühlen, daß in der Situation, in der er sich einmal so plötzlich befand, ein ungewisses und unschlüssiges Zögern gerade am meisten ihn lächerlich machen müsse. Er folgte somit alsbald der Weisung des Zauberers.

Er eilte zu den fremden stattlichen Damen.

Alle Augen folgten ihm. Von allen Lippen flog zugleich wieder ein lautes Ach der Ueberraschung.

Allerliebst! Herrlich! Magnifik! Wie reizend! rief es durcheinander.

Selbst der tiefernste Premierminister konnte sich nicht enthalten, beifällig zu bemerken: Die Herren des Arrangements haben alle Ehre davon!

Nur der kleine Zauberer und Prologus schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen, und mit einer gewissen ängstlichen Spannung die Rückkehr seines Gesandten zu erwarten.

Der Kammerherr kam zurück.

Einige junge Bäuerinnen des Dorfes, meldete er, bitten um die Erlaubniß, der Braut einen Kranz überreichen zu dürfen.

Er sprach etwas kleinlaut.

Mit desto größerer Grandezza erwiderte der Zauberer: Es sei ihnen gewährt! Man führe die Gabenbringenden ein in diesen hohen Kreis! Man führe sie zu dem Throne, zu der Königin des Festes!

Der Kammerherr ging zurück zu den Bäuerinnen, die er darauf in den Kreis führte.

Sie folgten ihm paarweise. Die Vorderste rechts trug etwas unter ihrer Schürze verborgen.

Neue Bewunderung empfing sie.

Wie niedlich! Wie reizend!

Wie natürlich!

Ganz die Tracht des Landes!

Und ganz die verschämte und genirte Haltung der Töchter des Dorfes!

Wer mögen die Darstellerinnen sein?

Kennt sie Niemand?

Herr von Barleben wird sie kennen! Er gehört zum Committee.

Herr von Barleben, wer sind die Damen?

Die Damen, meine Gnädigste?

Ja, ja, die allerliebsten Bäuerinnen!

Meine Damen, das sind keine Damen, das sind ganz gewöhnliche Bäuerinnen.

Herr von Barleben, scherzen Sie nicht!

Es steht Ihnen schlecht, Herr von Barleben!

Aber ich versichere Sie, meine Damen!

Herr von Barleben, u n s dürfen Sie doch die Wahrheit sagen!

Meine Damen ich versichere Sie! Auf Ehre! Es sind ganz veritable Bäuerinnen aus dem Dorfe. Terribel veritable!

Meine Herren und meine Damen, rief mit lauter Stimme der Zauberer, dessen Ohren eben so lebhaft und scharf waren, wie seine Augen. Sie sehen hier ein Intermezzo, durch welches Prologus selbst überrascht worden ist; der beste Beweis, daß er nicht die Ehre hat, als wirklicher Zauberer vor Ihnen zu stehen!

Sondern als einfacher Peter Squenz! flüsterte Fräulein Amalie von Brunek dem Herrn von Behr ins Ohr.

Im Saale aber erhob sich auf allen Seiten das laute Geräusch einer in ihrer Erwartung getäuschten Gesellschaft; lange und gedehnte Achs, lautes Durcheinandersprechen; höhnisches Lachen, unwilliges Gesumm.

Wie einfältig!

Das war der Mühe werth!

Welche Störung!

Man hätte sie nicht einlassen sollen!

Wie können die Personen sich eindrängen!

Neugierde! Pure Neugierde!

Frechheit, glauben Sie mir, Frechheit!

Die sechs Bäuerinnen stellten sich unterdeß in einem Halbkreise vor der Braut auf. Dann trat die Vorderste von ihnen vor.

Sie zog unter ihrer Schürze einen einfachen Myrtenkranz hervor. Sie überreichte ihn der Braut.

Sie sprach dabei, anfangs mit etwas ungewisser, bald aber mit klarer, sicherer Stimme: Liebes, gnädiges Fräulein! Sie haben uns Allen im Dorfe so viel Gutes gethan! Es ist kein Einziger, der Ihnen nicht für etwas danken müßte. Sie sind zu den Armen und Kranken gekommen, und haben sie getröstet und beschenkt. Das hat Ihnen Keiner vergessen. Da sind wir denn zusammengetreten, um Ihnen heute zu Ihrem Hochzeitsfeste etwas zu bringen. Es ist nur ein Myrtenkranz. Wir haben ja selbst nicht viel. Im Dorfe ist große Armuth, und Sie sind so reich. Da konnten wir Ihnen denn kein Geschenk geben; aber unsere Dankbarkeit wollten wir Ihnen beweisen, und aus unseren ganzen Herzen wollten wir Ihnen recht viel Glück und Seegen wünschen. Nehmen Sie diesen Kranz freundlich von uns an, und wenn Sie uns eine recht große Freude machen wollen, dann tragen Sie ihn morgen an Ihrem Ehrentage. Es wird Ihnen Keiner einen anderen schenken, der mit so vielen und so herzlichen Wünschen für Sie geflochten ist, wie dieser. Mögen alle unsere Wünsche in Erfüllung gehen; dann wird Ihnen der Seegen des lieben Gottes auf allen Ihren Lebenspfaden nicht fehlen!

Die Braut nahm den Kranz. Sie stand auf und reichte der Sprecherin die Hand.

Habt Dank, Ihr guten Kinder! sagte sie. Ich werde Euren Kranz morgen tragen, und immerdar in Ehren halten.

Ihren Augen entstürzten Thränen, und Schluchzen unterbrach ihre Worte.

Sie reichte jedem der Mädchen ihre Hand.

Die Bäuerinnen entfernten sich schweigend.

Es war eine einfache Scene, aber jeder, den sie anging, war ergriffen davon.

Die Uebrigen scherzten, lachten und mokirten sich. Sie ging aber noch manchen Anderen an außer der Braut und den Bäuerinnen. Das sah man an den zusammengebissenen Lippen Schraders und den funkelnden Augen des Grafen von Arensberg.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen! rief der Zauberer. Ein zweites Bild, oder wenn Sie in Ihrer Weisheit und Schönheit jetzt wollen, ein drittes. Dieses Bild ist ein sehr rührendes. — Meine Herren und Damen, der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht. Hat er es in der einen Gestalt von sich abgeschüttelt, in einer anderen Gestalt tritt es dennoch wieder an ihn heran, und faßt ihn und hält ihn fest. Auch unser Freund sollte das erfahren. In der Gestalt eines alten hohläugigen Hofmeisters war er seiner ledig geworden. In der Gestalt eines schönen, blühenden jungen Mädchens sollte es ihn fassen. Die

größte Misere des Kadettenalters ist das Offiziersexamen. So wie der Student drei Jahre lang seine Institutionen und Pandekten studirt, um das Examen für seine künftige Laufbahn bestehen zu können, also für ein paar elende Stunden, so muß auch der arme Kadett seine Lehrer hören, und lernen, um am Ende sein Offiziersexamen, diese nichtswürdigste aller Einrichtungen, zu machen. Wie der Mensch dem Tode nicht entgeht, so kann der Kadett dem Offiziersexamen nicht entgehen. Auch unser Freund sollte ihm nicht entgehen. Aber unser Freund hatte nichts gelernt. Dafür lebte unserem Freunde ein schönes, blühendes junges Mädchen, deren Stolz er werden sollte. Diese junge Dame war seine Schwester. Damit unser Freund ihr Stolz werden konnte, mußte er natürlich Lieutenant werden; damit er Lieutenant werden konnte, mußte er sein Examen machen; und damit er sein Examen machen konnte, mußte er lernen. Die Schwester fing ihn ein in ihrer Stube, und nachdem sie ihn eingefangen hatte, schloß sie ihn ein und sich mit ihm; und dann mußte er lernen, und sie lernte mit ihm. Auf solche Weise ist es gekommen, daß unser Freund das Examen bestehen und Lieutenant werden konnte, und daß seine schöne Schwester bekanntlich eine Meisterin in den Wissenschaften des Krieges geworden ist.

Der Zauberer wurde durch ein schallendes und wiederholtes Bravo unterbrochen, welches die

sämmtlichen jungen Herren der Gesellschaft anstimmten.

Fräulein Amalie von Brunek erröthete freundlich und sagte zu dem Herrn von Behr kein höhnisches Wort über seinen Freund Alten.

Der Zauberer aber wandte sich unterdeß rasch nach der anderen Seite, und mit seinem Zauberstabe winkend, rief er: Sehen Sie da, meine Herren und Damen das eben so artige als rührende Bild der wissenschaftlichen Geschwisterliebe.

Zwischen den Bäumen war ein recht anmuthiges Bild entstanden. An einem Tische, der mit Büchern, Heften, Landkarten, Messinstrumenten und ähnlichem Apparat bedeckt war, saßen ein junger Kadett und ein blühendes, freundliches Mädchen von etwa vierzehn Jahren. Der Kadett sah etwas sauertöpfisch aus, das Mädchen sehr klug und weise.

Das Ach des Beifalls und der Bewunderung fehlte auch diesmal nicht. Galt es doch neben dem Bräutigam und Sohne des ersten Ministers, auch der stolzen und über ihn alles vermögenden Tochter des Vielvermögenden.

Unter den lautesten Bewunderern war der Herr Holm von Ritterholm. Er stand pflichtschuldigst, aber auch höchst glücklich neben der Ministerin.

Ach, Ihro Exzellenz, sagte er zu dieser, wie schön, wie überschön! Wie muß Ihnen das mütterliche Herz überströmen! Welche Muster von braven Kindern! Aber der Abglanz der Eltern! Nur der Abglanz der Exzellenzen!

Er wurde in seinen Ausrufungen durch ein Zupfen an seinem Rockschoße unterbrochen.

Erschrocken fuhr er in die Höhe.

Soll mich Gott —! rief er.

Barsch drehte er sich um.

Hast Du mich — fuhr er den alten Diener Louis an, der hinter ihm stand.

Aber er sprach auch den zweiten Satz nicht aus, als er in das tiefe, finstere, stets unheilverkündende Auge des alten Mannes blickte.

Was willst Du, Louis? fragte er freundlicher.

Der alte Diener winkte ihm auf die Seite.

Er folgte ihm.

Was willst Du, Louis?

Levi heiße ich, sagte der Mann eigensinnig.

Nun, was willst Du, Levichen?

Es ist ein Herr angekommen.

Was für ein Herr?

Ein Herr, den Du hast eingeladen.

Wie heißt der Herr? Habe ich doch eingeladen Viele.

Du hast eingeladen Viele.

Sprich, wie heißt der Herr?

Er heißt Unglück!

Du bist ein Narr. Sprich seinen Namen.

Ich sage Dir, er heißt Unglück. Er sieht aus, wie das Unglück, wie Dein Unglück.

Wie heißt er? Wie heißt er?

General von Reuter heißt er.

Warum hast Du nicht gleich gesagt seinen Namen? Wie soll er sein mein Unglück? Was weist Du von ihm, daß er kann sein mein Unglück?

Weiß ich doch nichts von ihm. Aber meine Seele sagt es mir, mit dem Manne ist das Unglück eingetreten in Dein Haus.

Du bist ein Lügner, Du bist ein Dieb! Du gönnst mir nicht mein Weib, mein Kind, mein Glück! —

Du Narr! sagte der alte Diener mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung und Bosheit.

Er ging schweigend weiter, vor seinem Herrn her.

Der Angemeldete erwartete den Hausherrn in dem Eingange des Gebäudes.

Es war ein etwas starker Mann von mittlerer Größe, in dem Alter zwischen fünfzig bis sechszig Jahren. Seine Haltung war gerade, ungezwungen, kaum militairisch. Das Gesicht war wohlgebildet,

die Nase fein gebogen, die Stirn breit und hoch. Aber die Farbe des Gesichts war marmorbleich, und der Ausdruck war marmorkalt. Von dem tief unter grauen Augenbrauen verborgenen Auge sah man nur manchmal einen dunklen Blitz. — Der Mann war in schwarzer Civilkleidung.

Er stand unbeweglich, die Arme übereinandergeschlagen.

Der Herr von Ritterholm trat ihm mit vielen und tiefen Bücklingen entgegen.

Viel Ehre! Viel Ehre! Ihro Exzellenz erzeigen meinem Hause große Ehre! sagte er.

Es war, als ob bei dem Tone der Stimme des Hausherrn das kalte, unbewegliche Gesicht des Generals von Reuter plötzlich gezuckt hätte. Die Lippen, die er schon zum Sprechen geöffnet hatte, schlossen sich wieder wie unwillkührlich. Aus seinen Augen schien unter den dichten Augenbrauen hervor ein rascher Blick über Gesicht und Gestalt des Mannes vor ihm zu gleiten. Dann richteten sie sich, während die Stirn sich leise runzelte, in die Höhe, als wenn sie eine sehr entfernte und dunkle Erinnerung aufsuchen wollten. Sie senkten sich indeß bald ruhig wieder auf den Hausherrn, als wenn sie das Gesuchte nicht gefunden hätten.

Auch der Herr von Ritterholm warf prüfend einen schielenden Blick auf den fremden Mann; vielleicht nur

n Folge der Aeußerungen des alten Dieners. Er blieb indeß völlig unbefangen.

Ich habe mir erlaubt, von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch zu machen, sagte der General. Darf ich bitten, mich den Damen vorzustellen?

Er sprach die Worte in jenem Tone, den der Engländer tedious nennt. War er wirklich müde? War ihm überhaupt das Sprechen langweilig, überlästig? Oder war es dem Manne mit der hohen, denkenden Stirne blos überlästig und langweilig, so triviale Worte sprechen zu müssen?

Der Herr von Ritterholm erwiederte ihm mit desto größerer Redseligkeit: Zu Ihro Exzellenz Befehle! Meine Damen werden sich sehr freuen! Ihro Exzellenz, die Frau Gemahlin, sind schon heute Vormittag angekommen. Eine vortreffliche Dame! Und welche treue Freundin meiner Tochter! Ach, Ihro Exzellenz, ich kann Ihnen nicht sagen, wie die beiden Freundinnen haben geweint, als sie sich haben wieder gesehen. Und wie sie sich haben umschlungen mit den Armen!

Er führte während dieser Versicherungen und Ausrufungen den schweigend neben ihm hergehenden General zu der Gesellschaft, und zu seiner Gattin und Tochter.

Der Zauberer hatte eine Pause gemacht. Die Gesellschaft glich einem Bienenschwarm, im Hin- und Herbewegen, wie im Summen.

Bewegung und Summen bekamen einen anderen Ausdruck bei dem Eintritte des Generals. Fast alle Blicke richteten sich neugierig auf ihn. Das Summen wurde beinahe heimlich flüsternd.

Haben Sie ihn gesehen?

Welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht?

Eine finstere Gestalt!

Ein räthselhafter Mensch!

Nicht einmal eine Uniform trägt er.

Er soll sie nicht lieben.

Glauben Sie mir, es ist Affectation.

Sie vergessen, daß er Gesandter ist.

Tragen doch auch die bei unserem Hofe als Gesandte accreditirten fremden Generale ihre Militairuniform.

Er soll ein ausgezeichneter Diplomat sein.

Er hat ein sehr feines, sicheres Benehmen.

Auf mich macht er einen unheimlichen Eindruck. Sehen Sie nur dieses eiserne Gesicht und diese eisige Kälte, und dabei diesen Blick. Es kann Einen schaudern.

In der That, wenn man bedenkt —. Wo er erscheint, da passirt etwas Ungewöhnliches. In der Regel ein Unglück.

Immer! Sagen Sie: immer.

Und ein großes! Etwas recht Unheilvolles.

Erinnern Sie sich. Jedesmal, wenn man ihn in der Residenz erblickt hatte, folgte fast auf dem Fuße ein Ereigniß.

Er erscheint auch immer nur heimlich, verstohlen.

Sprechen Sie leise, damit der Minister es nicht hört.

Er soll viele Gewalt über den Fürsten haben.

Er soll auf eigenthümliche Art mit der Anschauungsweise des Fürsten sympathisiren.

Er wird die seinige nach der des gnädigen Herrn zu accomodiren wissen.

Wie der schon bejahrte Mann nur zu der jungen, schönen Frau gekommen sein mag?

Auch das ist ein Geheimniß.

Bei dem Manne ist Alles Geheimniß.

Weiß man denn gar nichts davon?

Gar nichts.

Man soll nicht einmal sein Vaterland kennen.

Es ist wenigstens sehr bestritten.

Ein neuer Homer! lachte eine junge Dame glücklich, ihre Gelehrsamkeit anbringen zu können.

Macht er denn Gedichte? fragte eine andere Dame.

Jene lachte lauter.

Ein vorübergehender Herr sagte: Gedichte, meine Gnädige? Zur Zeit macht er einige Visionen. Nächstens wird er in der Geschichte einige Jeremiaden machen.

Der vorübergehende Herr war der Graf Arensberg.

Der Premierminister von Brunek stand im Gespräche mit dem Doctor Adebar. Der Enthusiast schien sehr eifrig, der Minister eben so frostig und vornehm zurückhaltend zu sein.

Der Herr Schrader stand mit seinem sarkastischen Lächeln neben den Beiden.

Denken Sie an mich, Exzellenz, sagte der Enthusiast. Die drei Worte werden doch noch das Leben der Völker durchdringen: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! Sie werden von Paris aus wie feurige Raketen die ganze Welt durchfliegen und erleuchten und erwärmen.

Oder schon im Rheine spurlos verlöschen! warf trocken der Minister ein.

Glauben Eure Exzellenz das nicht. Kein Strom, kein Berg wird sie aufhalten, keine Armee, keine Polizei, keine Censur. Alle diese Mittelchen werden zerbrechen wie Glas vor dem gewaltigen Feuer jener Worte, vor dem unwiderstehlichen Strome der Zeit.

Noch halten sie, mein Lieber!

Wie Ketten! bemerkte, mehr für sich als laut, der Herr Schrader.

Der Minister hatte die Worte gehört.

Wie mit Absicht jedes Wort betonend, erwiderte er: Die Masse bedarf stets der Zügel, und Einzelne in der Masse bedürfen allerdings der Ketten, vielleicht noch stärkerer Bande.

Die stärksten Bande führt der Tod mit sich, sagte Schrader ruhig.

So ist es.

Der Enthusiast fuhr auf. Die Masse bildet das Volk, die Mehrheit, die große Mehrheit. Mit welchem Rechte wollen die Wenigen sich anmaßen, über die Mehrheit, über das Ganze zu herrschen? Wie will der Einzelne höher stehen, als das Ganze, von dem er nur ein winziger Theil ist?

Finden Sie bei dem Volke vielleicht die Intelligenz und das Urtheil? fragte verächtlich der Minister.

Warum nicht? Ich rechne mich selbst zum Volke, und ich stelle meine Intelligenz und mein Urtheil unter keines einzigen anderen Menschen Begabung und Reife. Auch mein Freund Schrader steht auf der Seite des Volkes; auch der hochbegabte Felsen; dort der Graf Arensberg, und so viele Männer der Intelligenz, der Wissenschaft und des Lebens.

Auf der Seite des Volkes! Sie mögen ihre Ursachen dazu haben.

Ursachen? Gewiß. Die gerechte Sache —.

Nun, sehen Sie?

Ich kenne nur Eine Ursache, Exzellenz, nahm ernsthaft und entschieden Schrader das Wort. Wir stehen auf der Seite des Volkes, weil wir zum Volke gehören. — Was aber die Behauptung meines Freundes

betrifft, so ist sie vollständig richtig. Ich muß es logisch für einen vollkommenen Unsinn halten, und es wäre im höchsten Grade lächerlich, wenn es nicht so entsetzlich traurig wäre, daß zwei oder drei Menschen, oder meinetwegen auch ein halbes oder ein ganzes Dutzend, die durch bloßen Zufall nun einmal an der Regierung sind, sich herausnehmen wollen zu erklären: Wir allein bilden die Intelligenz, das Urtheil; wir allein haben daher zu entscheiden und zu bestimmen, was mit dem Ganzen werden, wie es leben, was es thun, was es lassen soll. Mich dünkt, Exzellenz, der Irrthum und die Anmaßlichkeit dieser Erklärung müßten sich schon dadurch klar herausstellen, daß es, wie Eure Exzellenz eben die Gewogenheit hatten zu bemerken, noch jener Zügel und Ketten bedarf.

Sie vergessen, nahm hochmüthig und salbungsvoll der hervorgetretene Vicepräsident des Oberhofgerichts das Wort, Sie vergessen, daß der Fürst von Gottes Gnaden regiert, und alle von ihm eingesetzte Obrigkeit zugleich von Gott eingesetzt ist.

Glauben Sie selbst daran? fragte Schrader lächelnd.

Mein Glaube ist mein Stolz.

Seine Exzellenz werden so ehrlich sein, einen solchen Glauben nicht auszusprechen?

Der Präsident warf einen giftigen Blick auf den frechen Frager.

Mit nichts, sagte feierlich der Doctor Adebar, wird mehr Mißbrauch getrieben, als mit dem Namen des ewigen Gottes.

Möchten Sie das empfinden, mein Herr! versetzte der Präsident.

Der Graf Arensberg war gleichfalls näher getreten. Er nahm das Wort. Jeder Mensch, sagte er, hat seinen besonderen Gott.

Es ist nur Ein Gott, fiel der Präsident eifrig ein.

Richtig, für jeden einzelnen Menschen. Zwei höchste Wesen kann kein vernünftiges Geschöpf anerkennen. Wie nun Sie, mein Herr, sich Ihren Gott denken, weiß ich nicht. Ich kann mir meinen Gott nicht anders denken, als den Gott der Weisheit, als den erhabenen, alles durchdringenden, allwaltenden Geist. Nun scheint es mir doch ein eigen Ding zu sein um die Göttlichkeit einer Obrigkeit, die nur durch Fesseln, durch Unterdrückung des Geistes herrschen will.

Ich kenne keine Obrigkeit, erwiderte der Präsident, auf welche dies passen könnte.

Kennen Sie vielleicht keine Polizei, keine Censur, kein Kirchenregiment, kein —?

Sie vergessen, Herr Graf, daß es Aufgabe der Obrigkeit ist, den Geist in seine richtigen Bahnen zu leiten, und von Irrwegen abzulenken.

Und woher wissen Sie, daß der Geist, den Sie lenken wollen, auf Irrwegen ist? Wer sagt Ihnen, daß der Weg, den Sie ihm anweisen wollen, der richtige ist? Ich habe gehört, was der Doctor Adebar Ihnen vorhin sagte. Ich schlage meine und meiner Freunde Intelligenz eben so hoch an, als die Ihrige. Wer verbürgt Ihnen, daß nur Sie Recht haben, nicht wir?

Das göttliche Wesen der Obrigkeit —.

Sie sind nicht Katholik?

Nein! erwiderte der Präsident mit Stolz.

Sie glauben also auch nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes und seiner versammelten Bischöfe?

Nein!

Und doch glaubt die katholische Christenheit an die Unfehlbarkeit ihres allgemeinen Concils. Es ist ihr Dogma. Wer sagt Ihnen, daß sie irrt?

Glauben Sie etwa daran, Herr Graf?

Nein!

Sehen Sie?

Sie geben mir also in diesem Unglauben Recht?

Vollkommen.

Warum denn nicht, wenn ich bitten darf, in meinem Unglauben an die Unfehlbarkeit, oder nur an die Existenz einer von Gott eingesetzten Obrigkeit?

Der Präsident sah etwas einfältig vor sich hin, und schwieg.

Der Minister machte ein sehr vornehmes Gesicht.

Der Graf Arensberg fuhr fort: Aber weiter, mein Herr Präsident. Gesetzt, ich und meine Freunde gelangten morgen an das Ruder des Regiments; hier, mein würdiger Freund Schrader würde erster Minister, der jetzt verfolgte Felsen würde Vicepräsident des Oberhofgerichts, dort der ehrenwerthe Doctor Adebar —.

Der Präsident erblaßte, sammelte sich aber fast in demselben Augenblicke wieder.

Was mich betrifft, unterbrach er den Grafen, so bin ich als Richter unabsetzbar.

Sehr wahr. Indessen vergessen Sie nicht, daß Sie selbst an einem Memoire für Seine Exzellenz arbeiten, über die Nützlichkeit eines Disciplinargesetzes, durch welches die Regierung der mißliebigen Richter sich entledigen kann.

Der Präsident erblaßte von neuem.

Der Minister bemerkte stolz und strenge. Sie, Herr Graf, scheinen zu vergessen, daß in unserem Staate Gottlob noch der Landesherr und nicht seine Unterthanen — das Volk, wie Sie und Ihre Freunde zu sagen belieben, wofür ich aber einen ganz anderen Namen habe — die Beamten, und namentlich auch die Minister ernennt.

Es kann ein anderer Brauch kommen, Exzellenz. Keine französische Revolution zu uns.

Allein lassen wir das. Gesetzt, Herr Präsident, meine Freunde und ich kämen in den Rath des Fürsten, und würfen dann natürlich alles über den Haufen, was die jetzt bestehende, von Gott eingesetzte Obrigkeit eingeführt hat, das ganze polizeiliche Bevormundungswesen, und richteten statt dessen die Freiheit und Mündigkeit des Volkes, die selbständige Entwickelung des Geistes ein, würden Sie auch das für Einrichtungen einer von Gott eingesetzten Obrigkeit ansehen? Und wenn nicht, was fehlte denn daran, nachdem Seine Hoheit durch allerhöchst eigenhändig vollzogenes Patent zu seinen höchsten Räthen uns erkoren hätte?

Der Präsident antwortete ihm nicht. Er wandte sich zu dem Minister.

Man sieht die schwarzen Pläne! sagte er halbleise.

Der Herr von Ritterholm führte den General von Reuter zu dem Minister.

Welche Ehre wiederfährt meinem Hause! sagte er. Zwei so hohe Herren! Ach, was fällt mir da ein! Wie konnte ich es nur vergessen bisher? Wissen Sie, meine Herren Exzellenzen, wissen Sie, welcher berühmte Mann schon vor Ihnen hier gewesen ist? Hier in dieser nemlichen Halle? Auch eine Exzellenz! Seine Exzellenz der Herr Minister von Göthe waren hier.

Göthe? Hier? rief leidenschaftlich der Enthusiast.

Ja wohl, ja wohl. Bei dem Fürsten, meinem Vorbesitzer. Hier, in dieser Halle. Und hier hat er gegessen ein Ei! Ein weiches Ei!

Hier? Göthe? Ein Ei? rief der Enthusiast mit einem Entzücken, das sein blasses Gesicht roth färbte.

Ein Ei! Wie ich Ihnen sage. Ein weiches!

Das Schicksal der Familie Orleans hat sich erfüllt? fragte der Premierminister von Brunek den General von Reuter.

Leider ist dieser schöne Thron zerbrochen, antwortete der General.

Wollen Sie, Herr General, das Leider auf den Thron überhaupt oder auf den Thron der Orleans beziehen?

Das Ereigniß bleibt immer ein trauriges.

Mit vielleicht glücklichen Folgen!

Hoffen Euer Exzellenz?

Ich habe aus meinen Prinzipien der Legitimität nie ein Hehl gemacht.

Der Sturz eines Thrones trifft stets die Monarchie ins Herz, also auch die Legitimität.

Es kommt darauf an, wer ihn wieder aufrichtet.

Exzellenz scheinen bereits um einen Schritt zu weit zu sein.

Verstehe ich Sie recht, so wollen Sie Ihre Zweifel an der Wiederaufrichtung des Thrones selbst ausdrücken.

Das wollte ich.

Ich für meine Person hoffe und erwarte im Gegentheil zuversichtlich, daß gerade diese Stegreifrevolution das monarchische Prinzip von neuem befestigen, und durch ihren nothwendigen Umschlag den legitimen Thron Frankreichs wieder aufrichten wird.

Und Sie fürchten nicht, sich dabei in dem französischen Volke zu irren? fragte der Graf von Arensberg.

Das französische Volk hat schon einmal das Experiment der Republik gemacht. Es griff darauf zum Throne zurück.

Die Völker lernen, Exzellenz! erwiderte der Graf. Glauben Sie wirklich, daß jetzt noch das Volk, das zum dritten Male eine Revolution machen mußte, den Thron wieder aufrichten werde? Ich würde das Volk für wahnsinnig halten.

Herr Graf, sagte salbungsvoll ermahnend der Präsident, Sie führen da sehr aufrührerische und hochverrätherische Reden.

Der Graf lachte.

Als Jurist wissen Sie, Herr Präsident, daß zum Aufruhr wie zum Hochverrath der animus gehört. Sie werden mir hoffentlich nicht zumuthen, daß ich Sie oder

Seine Exzellenz den Herrn Minister, oder den Herrn General zum Hochverrath oder zum Aufruhr, und zwar gegen die französische Familie Orleans verleiten wolle. — Ich versichere Sie, meine Herren, Frankreich wird diesmal seine Republik festhalten, und was die anderen Fürsten betrifft, so — videant Consules und so weiter.

Ich bin in diesem Punkte völlig unbesorgt, sagte der Präsident. Wohl fürchte ich eine Revolution für Deutschland, besonders um unserer theuren Religion willen. Aber für die Throne fürchte ich nichts. In dem deutschen Volke wurzelt eine zu feste Liebe zu seinen angestammten Fürsten, und Fürst und Volk werden von einem zu festen und schönen Bande umschlungen, als daß nur ein einziger Thron in Deutschland erzittern könnte.

Jetzt allerdings wohl nicht.

Sie haben noch nicht einmal die erste Revolution und denken schon an die zweite?

Ich bin besorgt —.

Seien Sie ruhig, Herr Graf, weder Sie noch ich werden auch nur die erste Revolution in Deutschland erleben. Sind Sie nicht ebenfalls meiner Meinung, Herr General?

In dem deutschen Volke, erwiderte der General, lebt ein tiefes Gefühl für Sittlichkeit.

Sie scheinen also die Revolution für etwas Unsittliches zu halten? fragte der Graf.

Halten Sie sie für etwas Nothwendiges, Herr Graf?

Gewissermaßen, ja!

Sie fürchten Sie also nicht? Sie lieben Sie? Sie wollen Sie?

Der will sie, der sie nothwendig macht!

Und Sie nicht?

Auch ich, wenn ich kein anderes Mittel mehr weiß.

Schrader hatte das Ende der Unterredung mit offenbaren Zeichen der Ungeduld angehört.

Bei den letzten Worten des Grafen Arensberg trat er hervor.

Gottlob, Arensberg! sagte er, indem er dem Grafen die Hand reichte.

Meine Herren, fuhr er fort, ich bin gewohnt, den Personen und den Dingen geradezu ins Auge zu sehen, und sie dann bei ihrem rechten Namen zu nennen. Ich habe mir auch das Wesen der Revolution angesehen, und lassen Sie mich sie bezeichnen, wie sie ist. Die Revolution ist das letzte Recht gegen die Unterdrückung, gegen die Gewalt, gegen das Unrecht. Darum ist sie auch eine Pflicht, eine Pflicht des Rechts, der Sittlichkeit. Revolutionen haben ihren Grund in allgemeinen Naturgesetzen; die Revolutionen der

physischen Welt in den Gesetzen der physischen, die Revolutionen der sittlichen Welt in den Gesetzen der sittlichen Natur. Sie können das in jedem Compendium lesen.

Schrader hatte ohne alle Leidenschaft, aber mit dem vollen Feuer einer tiefen und festen Ueberzeugung gesprochen. Jedes seiner Worte schien für den Präsidenten ein schneidendes Schwert zu sein. In dem Gesichte des Ministers zuckte es manchmal auf. Der General stand eisern und eisig wie gewöhnlich.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen! rief die klingende Stimme des Prologus durch die weiten Räume.

Alles eilte in den Salon zurück.

Der kleine Zauberer stand dort wieder auf seinem Platze.

Meine Herren und meine Damen, wiederholte er. Es gibt eine natürliche Ordnung der Dinge. Ihr sind auch die menschlichen Wesen unterworfen. Alle. So wird der Cadett ein Lieutenant. Der Lieutenant geht aber wohl manchmal in andere Branchen über. So fand unser Freund nach einiger Zeit Behagen daran, in die Forstpartie überzutreten. Zu jener Zeit war es, als eine unnennbare Leere in sein Herz hineintrat. Ich weiß es nicht genau, ob Sie werden begreifen können, wie eine Leere in das Herz e i n z u t r e t e n

vermöge. Aber ich versichere Sie, die Sache hat ihre Richtigkeit. Denken Sie auch nur geneigtest an die Leere, die zuweilen in die Börsen hineintritt. Das ist nun eine schlimme Zeit für einen jungen Mann, besonders wenn die Leere des Herzens sich mit der der Börse vereinigt

Der Redner wurde unterbrochen.

Unter den Zuhörern, gerade hinter ihm entstand eine unruhige Bewegung. Jemand drängte sich durch die Menge, gewaltsam, was ihm im Wege war, nach beiden Seiten von sich schiebend.

Platz da, Platz da! rief die gebieterische Stimme des Drängenden.

Er hatte den leeren Kreis erreicht, in dessen Mitte der Lieutenant von Alten als Zauberer und Prologos stand. Der Kreis wurde gebildet durch die zuhörende Gesellschaft. In den vorderen Reihen stand die Elite; am oberen Ende befanden sich in der ersten Reihe der Thronsessel und das Tabouret, auf denen das Brautpaar saß. Zu ihnen gewendet hatte der Zauberer geredet. Auf sie und den Redner waren zunächst die Blicke der sämmtlichen übrigen Anwesenden gefallen.

Es war eine sonderbare Figur, die sich in den Kreis hineingedrängt hatte. Ein alter, langer, hagerer Mann, mit dürren Beinen, mit einem vertrockneten, zusammengeschrumpften Gesichte, einem langen grauen

Schnurrbarte, einem dünnen weißen Zopfe, aber trotz allen diesen Zeichen des Absterbens, mit einem wunderbar stechenden und glühenden Augenpaar. Gekleidet war der Mann in eine längst verjährte, jedoch noch ziemlich erhaltene Invalidenuniform.

In seinen Armen trug er etwas in ein großes Tuch eingewickelt. Man konnte nicht erkennen, was es war; man konnte glauben, daß es ein Kind sei, das er im Arm trage:

Der Mann warf seine glühenden Augen in dem ganzen Kreise umher.

Sein Erscheinen brachte eine allgemeine Ueberraschung hervor.

Der Zauberer schwieg, und sah verwundert, sogar etwas verdutzt, bald auf den fremden Mann, bald in der Gesellschaft umher. Er wußte offenbar nicht, was er aus der unerwarteten Erscheinung machen sollte, und es schien etwas ihn abzuhalten, aus dem Peinlichen seiner Situation sich durch einen Scherz, wie bei dem Erscheinen der sechs Bäuerinnen, herauszuziehen.

Desto lauter wurden viele Stimmen der Gesellschaft.

Ein alter Invalide!

Von Anno eins!

Tolle Uniform, das!

Auf Ehre, Kamerad, wir sind doch bedeutend vorgerückt in dem Schnitt unserer Uniform!

Wer mag es sein?

Was wird es nun geben?

Der Herr Prologus scheint wieder in Verlegenheit zu sein.

Eine neue Ueberraschung!

Ich liebe solche Ueberraschungen!

Sie sind sehr interessant!

Aber ich bitte Sie, was mag dem Bräutigam fehlen?

In der That, er ist blaß geworden.

Drei Personen in der Gesellschaft waren blaß geworden, und ihre gewöhnliche Keckheit, ihr ganzer Uebermuth schien sie auf einmal verlassen zu haben.

Der Bräutigam saß mit bleichen Zügen, deren Verstörung er vergebens zu verbergen sich bemühte, neben der Braut, unruhig seine Blicke in der Gesellschaft umherwerfend, als wenn er einen Retter suche.

Aus den Wangen des Herrn von Herbart war alle Röthe zurückgetreten. Er hatte in der vorderen Reihe der Zuhörer gestanden. Bei dem Erscheinen des Invaliden machte er im ersten Augenblicke eine Bewegung, als wenn er rasch und entschlossen auf diesen zutreten wolle. Schnell aber trat er zurück, ganz nach der entgegengesetzten Seite des Brautpaars, als wenn er wisse oder fürchte, daß die Augen des Bräutigams ihn suchen möchten.

Der Herr von Behr wechselte häufig die Farbe. Er schlug die Augen nieder, in denen deutlich eine gewisse Unentschlossenheit zu lesen war, und er stand so unruhig neben Fräulein Amalie von Brunek, daß diese Dame ihn mit einem verwunderten Blicke maß.

Eine vierte Person war bei dem Anblicke des Invaliden nicht blaß, aber sehr roth geworden. Es war der dienstthuende Kammerherr von Barleben. Die verletzte Etikette mußte ihm das Roth in die Wangen getrieben haben.

Er schritt zierlich auf den fremden alten Mann zu.

Sie verletzen hier den Anstand! sagte er zu ihm, indem er ihm, jedoch mit einer schonenden Zartheit, den Arm erfaßte.

Allein der Invalide sah den Kammerherrn mit einem so flammenden, durchbohrenden Blicke an, daß der zarte Herr, ohne ein Wort weiter zu sprechen, eilig in den Kreis zurücktrat, aus dem er gekommen war. —

Ich bin hier doch wohl recht! rief der Invalide mit starker Stimme. Ich bin nur ein Wurm, aber seid Ihr nicht alle Würmer? Ihr feiert hier Hochzeit! Da sitzt ja das Brautpaar! Ja, ja, ich kenne sie, alle Beide. Arme Braut! Auch den Bräutigam kenne ich. Er ist ja nicht so roth heute, wie sonst, als die todte Anne noch lebte! Ach, da war er

ja auch Bräutigam! Gelt! das war eine andere Brautschaft!

Es ist der tolle Feldwebel! rief der Herr von Ritterholm. Schafft ihn fort! Schafft ihn fort!

Er lief umher, seine Bedienten zu suchen.

Der Minister von Brunek hielt den Eilenden auf.

Keinen Ecklat! sagte er leise. Suchen Sie den Menschen in Güte wegzubringen.

Sie wissen nicht, Exzellenz —!

Ich weiß. Ich ahne —.

Meine Tochter weiß von nichts.

Um so mehr Ruhe und Schonung.

Auch Elise von Ritterholm war blaß geworden, leichenblaß.

Die Generalin von Reuter stellte sich an ihre Seite.

Es ist ein Wahnsinniger, Elise! Beruhige Dich, man wird ihn fortschaffen.

Sie ließ das bleiche Haupt des Mädchens auf ihrem Arme ruhen.

Der Invalide kam näher, auf das Brautpaar zu.

Bei Hochzeiten macht man ja wohl Geschenke! rief er. Auch ich bringe eins. Aber nicht der Braut! Die arme Braut hat schon schwer genug an ihrem eigenen Leide zu tragen. Dem Bräutigam bringe ich es. Ein Geschenk, ein Geschenk, Herr Baron! Freuen Sie sich! Ein edelmännisches Geschenk! Aber nur

halb, nur halb adlich. Ach, ach, und darum eigentlich nur ein halbes Geschenk; denn halb gehört es ja schon Ihnen, Herr Baron.

Ein paar handfeste Bedienten traten ihm in den Weg.

Seien Sie so gut, sagte der Eine von ihnen höflich zu dem alten Mann, mit uns zu kommen, Herr Feldwebel. Sie sehen ja, daß hier Gesellschaft ist.

Thor, erwiderte der Feldwebel lachend, darum bin ich ja hier. Siehst Du denn nicht, daß ich meine beste Montur angezogen habe; meine Paradeuniform? Ha, ha, es ist dieselbe Montur, die ich damals trug, als mir der Herr Capitain befahl zu commandiren. Es war mein letztes Commando. Seitdem habe ich Keinen mehr erschossen oder erschießen lassen. Seitdem habe ich auch diesen Rock nicht mehr getragen. Es ist heute wieder das erste Mal!

Kommen Sie im Guten mit, Herr Feldwebel! sagte bittend der Bediente.

Der alte Mann sah wild im Kreise umher. Sein Auge heftete sich auf die Offiziersuniformen, die er darin erblickte.

Ja, ja, meine Herren Offiziere! rief er. Ein alter Soldat steht hier vor Ihnen, der viele Feldzüge mitgemacht hat, mehr als Sie Alle zusammen. Und zuletzt mußte er noch eine große Heldenthat verrichten.

Der Herr Capitain befahl es. Und Subordination muß sein. Der Herr Capitain wußte darauf zu halten. Nicht raisonniren, Feldwebel, oder Er bekommt die erste Kugel und der Andere die zweite! Nicht raisonniren, und da kommandirte der Feldwebel Neumann: Feuer! Da sank der arme Kerl zurück. Im Fallen sah er mich noch, zum letzten Male, das treue Auge!

Kommen Sie, wir wollen eine Flasche Wein zusammen trinken, Herr Neumann! sagte der Bediente.

Neumann! fuhr zornig der alte Mann auf. Hund, nenne den Namen nicht. Der Name ist verflucht. Weißt Du, wie der arme Mensch hieß?

Wohl war der alte Mann ein Wahnwitziger. Seine Worte machten dennoch den Eindruck des Schreckens auf die Anwesenden. Man hörte keinen Laut um ihn her.

Die beiden Bedienten standen verlegen.

Der Lieutenant von Herbart trat an den Feldwebel heran. Der rohe Uebermuth war zu ihm zurückgekehrt.

Mit keckem, frechem Spott kommandirte er: Rechtsum, kehrt, Marsch!

Aber er hatte sich verrechnet.

Der alte Soldat sah ihn verächtlich an.

Hoho, Herr Lieutenant, das gilt nicht mehr.

Faßt ihn an, und werft ihn hinaus! befahl der Offizier den Bedienten.

Er sollte sich wieder verrechnet haben.

Der Wahnsinnige zog fast kaltblütig aus dem Busen seiner nur halb zugeknöpften Uniform ein altes Reiterpistol hervor.

Kommt doch, Ihr Burschen! sagte er.

Die Bedienten traten zurück.

Der Lieutenant stand unschlüssig.

Der Wahnsinnige steckte das Pistol wieder in den Busen, und schritt ungehindert bis dicht vor den Bräutigam.

Es herrschte Todtenstille im Saale. Es war, als wenn Jedermann etwas Entsetzliches befürchte, und als wenn die Furcht Alle gelähmt habe. Auch der Bräutigam konnte sich nicht rühren. Er war noch bleicher geworden.

Herr, sagte der Invalide zu ihm, aber mit einer ganz ruhigen Stimme. Hier bringe ich Ihnen mein Hochzeitsgeschenk. Ich wollte es Ihnen schon heute Morgen bringen, da schossen Sie meinen armen Nachbar todt, und ich konnte es nicht mehr. Nehmen Sie es jetzt. Heben Sie es gut auf, und seien Sie glücklich, wenn Sie glücklich sein können.

Er faltete das Tuch auseinander, das er im Arme trug. Er nahm den Gegenstand heraus, der sich darin befand, und legte ihn auf den seidenen Teppich zu den Füßen des Bräutigams nieder.

Es war ein Kind von drei bis vier Jahren.

Das Kind war eine Leiche.

Der Wahnsinnige ging zurück, unangefochten, unangerührt. Er verließ den Kreis, er verließ den Saal, er verließ das Gebäude.

Draußen vor dem Gebäude fiel ein Schuß.

Mit verstörtem Gesichte rannte ein Bedienter in den Saal.

Er hat sich erschossen! Er hat sich das Gehirn zerschossen! rief der Mensch.

Elise von Ritterholm fiel zurück in die Arme der Generalin von Reuter.

Fräulein Amalie von Brunek fragte mit etwas bebenden Lippen ihren Nachbar: Was ist das mit dem Menschen?

Der Herr von Behr schwieg. Auch seine Lippen schienen nicht eisenfest zu sein.

Der Herr von Herbart antwortete dem Fräulein.

Der Mensch war Feldwebel. In seiner Compagnie diente sein jüngerer Bruder, ein blutjunger, schwacher Bursch. Der arme Kerl war vor dem Feinde desertirt und wurde zum Tode verurtheilt. Der Capitain der Compagnie befahl dem Feldwebel, das Executionsfeuer zu commandiren.

Dem Bruder? Dem eigenen Bruder? fragte mit bebenden Lippen das Fräulein.

Nun ja!

Und er that es?

Nun ja! Subordination!

Und er wurde wahnsinnig?

Der Narr hat den Verstand darüber verloren. —

Die Bedienten trugen die Leiche des Kindes fort.

Der Herr von Ritterholm trat mit einem kläglichen Gesichte zu dem Herrn von Alten.

Fatal! Recht fatal! sagte er. Was wird aus dem Polterabend? Was wird aus meinem schönen Polterabend? Ich bin wie zerschlagen!

Der Herr von Alten sah den zerschlagenen Mann mit einem stolzen Lächeln an.

Er geht weiter! sagte er.

Er trat zurück auf seinen Zauperteppich.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen! rief er laut durch den Saal.

Der Kreis der Zuhörer und Zuschauer schloß sich wieder um den Zauberer.

Meine weisen Herren und meine schönen Damen! Es gibt im Leben der Völker eine ewige Wahrheit. In dem Herzen eines jungen Mannes entsteht zuweilen eine große Leere. Sie war, wie gesagt, auch in das Herz unseres Freundes getreten. Da kamen ihm denn allerlei Einfälle und Gedanken. Staunen Sie, auch Gedanken. Einer der vortrefflichsten und lehrreichsten

war folgender: Das Forsthaus, in dem unser Freund lebte, lag in der Nähe einer Provinzstadt, in der es unter anderem auch viele arme Leute gab. An einem schönen Tage, oder vielmehr in einer schönen Nacht war in dieser Provinzstadt ein Ball. Auch unser Freund war da. Er tanzte, aber sein Herz blieb dennoch leer. Es war wüst und leer, als er nach Mitternacht zu Hause gehen wollte. Es war eine kalte Mitternacht. Es fror, daß Einem die Zähne klappern konnten. Als unser Freund auf die Straße hinaus trat, um sich nach Hause zu begeben — zu Fuße, denn eine eigene Equipage zu halten, war seine Mode nicht, und andere Equipagen als eigene gibt es in solchen Provinzstädten nicht — da fand er vor der Thür ein wohlgezähltes Dutzend kleiner Straßenjungen. Jeder dieser Buben trug eine Laterne, und Alle froren, da sie sehr zerlumpt waren, so — terribel — wie Einer unserer Freunde sagt — daß ihnen die Zähne wirklich klapperten. Diese Bubenschaar nun drängte sich um unseren Freund herum; Jeder von ihnen wollte ihm zu Hause leuchten; der Eine überbot den Anderen durch Bitten, und unterbot ihn mit geringerer Lohnforderung. Denn Alle behaupteten, noch nichts verdient zu haben und sehr zu frieren. Da unserem Freunde nun die Auswahl in der That schwer wurde, so kam in seine Seele — die Seele umfaßt nach der Lehre

der Philosophen Geist und Herz zusammen — jener lehrreiche Gedanke, den ich anzumelden die Ehre hatte. Er ließ sich durch das ganze Dutzend der Straßenbuben heimleuchten. Meine Herren und Damen, heimleuchten im besseren, edleren Sinne des Worts. Sie werden das herrliche Schauspiel, das sich in Folge dieses Gedankens in jener dunklen Mitternacht in jenen stillen Straßen jener Provinzstadt, durch den dunklen Wald bis zu dem einsamen Forsthause begab, sogleich mit Ihren eigenen Augen sehen und bewundern. Aber gehen wir unterdeß weiter. Auf dem Wege wurden die zwölf Knaben froh und munter; es wurde ihnen ganz kanibalisch wohl, wie jenen Geschöpfen im Götheschen Faust. Und dieses kanibalische Wohlsein vertrieb vollends die Leere aus dem Herzen unseres Freundes. Es kam ihm ein genialer Einfall schöner Menschenliebe. Er erkundigte sich nach der Lebensweise der Knaben, und erfuhr, daß diese Straßenrangen so ungebildet waren, größtentheils noch gar nicht einmal zu wissen, wie Fleisch schmecke. Acht von ihnen, genau gezählt, hatten in ihrem Leben noch kein Fleisch gegessen; die vier Anderen seit Jahr und Tag nicht. Da zog die Menschenliebe recht voll in das Herz unseres Freundes ein. Hättet Ihr jetzt, in dieser Stunde, noch wohl Lust, Fleisch zu essen? fragte er die Knaben. Und Alle versicherten ihm, daß sie die Lust wohl verspürten,

indem sie den ganzen Tag fast nichts genossen, und eben so hungrig wie erfroren seien. So kommet mit mir zum Forsthause, sagte unser Freund darauf zu ihnen, und sie gingen mit ihm zum Forsthause. Dort führte er sie in einen großen Saal. Daß es sehr kalt in diesem Saale war, das war die Schuld der Mitternacht und des Winters. Die Knaben überwanden indeß tapfer den Frost, in der Erwartung des versprochenen warmen Fleischmales. Und dieses erschien. Dampfend, süße Düfte ausathmend wurde ein ungeheurer Braten vor den hochklopfenden Herzen der Knaben aufgetragen. Die Hungrigen setzten sich an den Tisch, ein Jeder hinter seinen Teller, alle Augen gerichtet nach der Mitte, auf den süßdampfenden Braten. Ein Jägerbursch zerschnitt diesen. Er schnitt riesengroße Stücke; ein ganzes Dutzend. Die Knaben folgten jeder seiner Bewegungen. Ihre Herzen klopften hörbar. Jeder bekam sein Stück auf seinen Teller. Sie setzten die Messer und die Gabeln ein und Jeder zerschnitt sein Stück. Jeder wollte den Bissen zum Munde führen. Da trug sich eine Scene zu, die Sie, meine Herren und Damen, ebenfalls sogleich bewundern werden. Halt! commandirte unser Freund. Bevor Ihr esset, müßt Ihr wissen, was Ihr esset. Der Braten ist von einem krepirten Pferde! Weg flogen die Gabeln, weg flogen die Messer, weg flogen die

verfrornen und verhungerten Buben. — Doch, meine weisen Herren und meine schönen Damen, das müssen Sie selbst sehen!

Sehen! Sehen! Ja, sehen sollt Ihr einen Mord! rief auf einmal eine laute, kreischende Stimme durch den Saal.

Die Rede des Zauberers hatte eine tiefe Stille der Aufmerksamkeit begleitet. Um desto vernehmlicher drang die gellende Stimme an jedes Ohr.

Sehen sollt Ihr einen Mord! wiederholte die Stimme. Und den Mörder! Den Mörder!

Mit dem Herrn von Ritterholm ging plötzlich eine furchtbare Veränderung vor, als er die Stimme hörte. Er stand wie gelähmt; seine Wangen hingen mit Einem Male kreideweis herunter; die Nase wurde spitz; die Augen sahen aus wie Glas; tiefe blaue Ringe umgaben sie. Seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen laut an einander.

Ein alter, zerlumpter Jude trat aus der Menge heraus an ihn heran.

Kennst Du mich, Aron? sagte der Jude zu dem Baron von Ritterholm.

Die Zähne des Hausherrn schlugen lauter gegen einander. Er konnte nicht antworten.

Im Saale war Keiner, der diesmal an eine Ueberraschung des Polterabends dachte.

Es war das Ende, das furchtbare Ende des Polterabends, des Hochzeitsfestes.

Alle waren wie gelähmt, wie erstarrt.

Der alte, zerlumpte Jude allein stand frei da, aber auch entsetzlich, wie ein scheußlicher Dämon, den eine rächende Gottheit gesandt hat, nicht aus ihrem Himmel, sondern aus der Hölle.

Mit stummem Entsetzen waren alle Blicke auf ihn gerichtet, und auf das Opfer seiner Rache.

Aron Jelleczicy, sagte der Jude, warst Du mir lange entgangen! Habe ich lange Dich gesucht an allen Enden der Welt! Endlich finde ich Dich. Du bist geworden ein Freiherr! Der Scharfrichter wird auch dem Freiherrn den Kopf abschlagen, Aron Jelleczicy! Den Kopf! Verstehst Du? Den Kopf!

Der Hausherr versuchte vergeblich nur ein einziges Wort hervorzustammeln. Auch die Zunge war ihm gelähmt.

Der Jude fuhr fort: Habe ich gehört, daß hier sind weise Herren und schöne Damen. Hören die weisen Herren und die schönen Damen auch von mir eine Geschichte. Dieser Mensch hier, der sich Jahre lang nannte meinen Freund, hat mir gestohlen und geraubt mein Alles. Es war in Italien, im Kriege, vor vielen Jahren. Hatte der Feind uns überrumpelt; mußten wir flüchten mit der Kriegskasse. Ich war bei

der Lieferung, auch dieser Mensch, dieser Freund hier. Wir mußten flüchten mit den Anderen. Hatte ich in die Kriegskasse mit hineingelegt mein Geld, meinen Reichthum, meine ganze Armuth. War auch dieser Freund bei uns auf der Flucht. Sagte, daß er die Gegend kenne und führte uns. Der Verräther! Führte uns in einen Hinterhalt der Feinde. Wurde die Bedeckung zusammengehauen oder gefangen genommen. Kamen Andere von den Unsrigen uns zu Hülfe. Kamen aber auch mehr Feinde. Und während des Gefechts, während des Fliehens und Vordringens, hat dieser Mensch mit seinem Diener Levi gestohlen, gestohlen die Kasse und meine Armuth, bestohlen die Feinde und die Freunde, und ist gegangen auf und davon. Der Verräther, der Dieb, der Räuber, der Mörder!

Dem Hausherrn war die Sprache zurückgekehrt.

Kenne ich den Menschen nicht! stammelte er. Kenne ich nicht diesen Spitzbuben.

Was? Du willst mich nicht kennen? Du Dieb, Du Mörder?

Ich werde ihn lassen arretiren! stammelte dreister der Hausherr.

Der alte Jude lachte.

Der Richter ist schon da! Er ist schon bei Dir, in Deinem Hause. Bei dem armen Schmul Golkewicz,

den ich hatte vorausgeschickt, und dem Du hast gegeben Gift, Arsenik.

Die krampfhaft zusammengezogenen Hände des Hausherrn durchkreuzten die Luft, als wenn sie einen Gegenstand suchten, an dem sie sich festhalten könnten.

Seinen Lippen entfuhr ein unverständliches Wort.

Schrader trat vor.

Mann, sagte er mit seiner festen Stimme zu dem fremden Juden. Wer seid Ihr, und was für Beweise habt Ihr, daß Ihr es waget, mit solchen entsetzlichen Anklagen in dieses Haus zu treten?

Beweis, Herr? Fraget draußen den Kreisrichter, der schon beschauet den Vergifteten. Er hat noch mehr Beweis.

Noch ein anderer trat vor. Es war die finstere Gestalt des Generals von Reuter.

Kein Zug in seinem kalten Gesichte war verändert.

Wann war der Ueberfall der Kriegskasse? fragte er den Juden.

Am vierten Mai! Werde ich doch nie vergessen den Tag. Am vierten Mai 1815! In Italien!

Nach der Schlacht bei Tolentino?

Gottes Wunder! Was weiß der Herr —?

Beantwortet meine Frage.

Es war! Es war! Nach derselben Schlacht. Ich erkenne den Herrn! Der Herr war bei der

Bedeckung. Der Herr war ein junger Lieutenant damals! Der Herr erhielt einen Schuß und wurde gefangen. Gottes Wunder, kennt der Herr mich nicht?

Schweigt! Befahl ernst und ruhig der General. Ja, ich kenne Euch! Ich kenne auch diesen Mann!

Er zeigte auf den Hausherrn, der, einer Leiche gleich, auf einen Stuhl zurückgesunken war.

Von dem Hausherrn wandte er sich zu dem Minister von Brunek.

Das weitere gehört Ihren Gerichten an, Exzellenz!

Er ging zu seiner Gemahlin.

Therese, Deinen Arm!

Mein Platz ist hier! antwortete die Dame, indem sie auf die leblos daliegende Elise zeigte, die sie ins Leben zurückzurufen bemühet war.

Ende des ersten Theil.

Bremen.

Druck von F. C. Dubbers.